

7/09

A close-up photograph of a person's hands writing in a large, open book. The person is wearing a dark, long-sleeved garment and a ring on their left ring finger. They are holding a quill pen in their right hand, writing on a blank page. The book is resting on a wooden surface, and a stack of books is visible in the background.

INTELLEKTUELLE

# Scholien

von Rahim Taghizadegan

*Ausgabe 07/2009*

Institut für Wertewirtschaft, Wien

<http://wertewirtschaft.org>

[scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org)

# Semesterplanung

Geschätzter Leser!

Im Institut für Wertewirtschaft und an anderen Bildungseinrichtungen beginnt das neue Semester. Es scheint mir nicht zur rechten Zeit zu kommen, denn nach der Zeit der Erholung und Reflexion bräuchte es eigentlich noch eine Zeit der Planung und des Ausblicks. Erst im Sommer ist oft die Muße da, neue Entschlüsse zu fassen. Diese sogleich nahtlos umzusetzen, damit sie zeitgleich mit dem neuen Semester ihren Anfang wagen können, ist etwas *gach* – wie wir in Österreich sagen: es verleitet zu leichtfertiger Hast.

Dabei ist das Semester ja schon selbst ein Etikettenschwindel, das dessen Kürzung zu unserer Bequemlichkeit geschickt verschleierte. Das Wort kommt vom lateinischen *sexmenstris*, bei dem das unter den Tisch gefallene *x* noch deutlicher darauf verweist, daß eigentlich *sechs Monate* gemeint sind. Heutige akademische Semester umfassen bloß vier Monate – ein ganzes Drittel „Freizeit“ gewonnen!

Was beklage ich mich also? Die neue, freie Zeit bringt einen erheblichen Planungsaufwand mit sich. Die „Planung“, die nötig ist, wenn man etwas gut machen möchte, besteht haupt-

sächlich darin, sich darüber klar zu werden, *was* man genau tun will und soll, sodann sich zu einem möglichen *Wie* Anregungen zu holen, eine wohlüberlegte Entscheidung zu treffen und es auszuprobieren. Klingt selbstverständlich, ist es aber nicht. Ein *Was*, das ernst genommen werden will, umfaßt stets ein *Wozu*, und das ist uns bei unserem Handeln selten bewußt. Wenn jedoch das *Wozu* fehlt oder unerkannt ist, läuft die Handlung stets Gefahr zur Selbstbefriedigung zu werden – und damit letztlich unbefriedigend und unfruchtbar zu bleiben. Eine gute, sinnvolle, fruchtbare Handlung kann durchaus in dem Sinne „zwecklos“ sein, daß sie Selbstzweck ist: eben weil sie gut ist, für sich selbst getan wird, ohne daß sie stets der Rechtfertigung durch Zwecke bedarf. Denn unter „Zwecken“ verstehen wir oft bloß „Interessen“. Und auch dieses Wort steht heute selten für das ursprüngliche *inter-esse*, die Teilhabe, sondern das ferne, entfremdete Nutznießen. Wenn aber eine Handlung gesetzt wird, nicht weil sie schon für sich steht und nicht weil sie einem Zwecke dient, der ihr Sinn verleiht, sondern aus bloßer Verlegenheit, „etwas tun“ zu müssen, so will ich dies als Selbstbefriedigung bezeichnen. Das Ich wird durch die gedankenlose Tat befriedigt, so daß es Ruhe gibt.

Die gedankenreiche Tat hingegen dürstet nach einem nicht enden wollenden Vorspiel der *theoria*, der Betrachtung, sodaß sich bald die Ungeduld meldet. Die Einteilung des Jahres bietet zwar Orientierung, facht aber die glimmende Ungeduld an bestimmten Zeitpunkten zu loderndem Feuer an: Was mit Semesterbeginn nicht begonnen werden kann, den Orientierungsrahmen des Semesters jedoch nützen will, muß ein ganzes Jahr warten, bis es sich erneut versuchen darf.

## Management der Wurschtigkeit

*Don't plan it – do it!* Nicht ums Planen, ums Tun geht es! Diese Aufforderung ruft Tom Peters mit Recht dem zögernden „Theoretiker“ zu. Peters möchte die Einsichten des österreichischen Ökonomen Friedrich A. von Hayek auf das Management übertragen. Diesen Ansatz nennt er mit viel Pathos *Liberation Management*.<sup>{1}</sup>

Die Empfehlung hat ihre Richtigkeit; wie die meiste Management-Literatur hätte dieser aber doch etwas mehr Plan und etwas weniger Tat ganz gut getan, denn sie ist reichlich platt. Der Inhalt solcher Bücher läßt sich in der Regel auf wenigen Seiten zusammenfassen, ohne Wesentliches zu verlieren. Manchmal sogar in einem Satz. Das Unternehmen *getabstract*

verdient genau damit viel Geld: extrem kurze Zusammenfassungen von Managementbüchern zu verkaufen.<sup>(2)</sup> Bei dieser Literaturgattung funktioniert das ausgezeichnet: gleicher Inhalt bei geringeren Kosten und geringerem Zeitaufwand für den Leser. Es sei allerdings davor gewarnt, diesen Ansatz auf andere Genres zu übertragen, wie dies ebenso versucht wird. Freilich geht es schneller, eine Zusammenfassung eines Buches zu lesen als das Buch selbst. Noch schneller geht es, die Zusammenfassung einer Zusammenfassung zu lesen. Und das absolute Geheimrezept für die allergrößte Zeitersparnis ist: gar keine Bücher lesen!


Nicht zu viel zu planen, das jedoch versuche ich mir immer wieder zu Herzen zu nehmen, auch wenn dies nun nach einem großen Widerspruch klingt. Nachdenken ist nicht unbedingt Planen, und Tun ist nicht unbedingt Nichtdenken. Das übertriebene Planen bedrängt das Tun mit allerlei Zwecken und Zweckmäßigkeiten, mit Zeitabläufen, so als ob der Mensch die Zeit nach Belieben ablaufen lassen könne. Es hat den Charakter einer Hybris. Um das zu erkennen, genügt ein Blick in den durchschnittlichen *Business Plan*. So freche Gewißeheiten sehen verdächtig nach ungesundem Wahn aus.

Daß das Tun allerdings in großem Ausmaß tatkräftiges Denken und Ergründen erfordert, ist der scheinbaren Optionsvielfalt geschuldet. Auf den ersten Blick sehen heute alle Wege offen und für jeden gleich gangbar aus. Alles kann auf jede erdenkliche Art getan werden. Wer aber tatsächlich tut, der stellt fest, daß dies in der Realität oft etwas ganz anderes bedeutet: Alles kann auf jede erdenkliche Art falsch gemacht werden. Habe nur ich den Eindruck, daß mit der Zahl der potentiellen Optionen die Zahl der realisierbaren Optionen abnahm? Darum fühlen sich heute auch nur die in ihrem Tun so vogelfrei, die in Wirklichkeit gar nicht tun, sondern sich gedankenlos fügen und sich vom Hauptstrom mittreiben lassen. Sie mögen sich für olympische Schwimmer halten, die in jede beliebige Richtung in ebendiesem Tempo kraulen könnten. Die Richtung des Stroms jedoch halten sie für ihre persönliche Wahl, so verhindert ihr Unterbewußtsein die bittere Erkenntnis, kaum einen Meter mit eigener Kraft zurücklegen zu können.

Wer sich nicht mitspülen lassen will, muß Grund zum Stehen finden: den Dingen, den Optionen, den Zwecken auf den Grund gehen. Und weil wir in Richtung der Gründe blind herumtappen müssen, drängt sich ein paradoxer Eindruck auf: Wer Halt sucht, zappelt wie wild; wer sich dem Strom fügt,

kann ruhig liegen bleiben. Das Tun des Prinzipienorientierten, desjenigen, der nicht bloß „etwas tun“, sondern das Richtige tun will, wirkt oft erratisch. Aus Fehlern lernt es sich am besten. Selten ist der Prinzipienorientierte der „Konservative“; häufiger ist das vermeintliche Beharren und Bewahren des letzteren bloß das Schwimmen mit dem Strom. Der ungelenke, mißverständliche Begriff meint hier freilich den „am Prinzipiellen orientierten“, die personifizierte Antithese zum österreichischen Wort „Wurscht!“. Die davon abgeleitete Wurschtigkeit geht noch weiter als die Beliebigkeit, denn ihr ist auch egal, ob etwas beliebt oder nicht.

## Zauber des Beginns

Jahreseinteilungen haben neben der Orientierung noch einen ganz besonderen Vorteil: Sie liefern einen Vorwand für das Beginnen. Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, bemerkte Hermann Hesse so schön: 

*Wie jede Blüte welkt und jede Jugend  
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,  
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend  
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.  
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe  
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,*



*Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern  
In andre, neue Bindungen zu geben.  
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,  
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.  
Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,  
An keinem wie an einer Heimat hängen,  
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,  
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.  
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise  
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,  
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,  
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.  
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde  
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,  
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden...  
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!*

Der Reiz des Beginnens liegt womöglich auch darin, daß aus all dem vermeintlich Grundlosen und Sinnlosen der Anfang dadurch heraussticht, per se einem Grund und Sinn zu ähneln. Ich habe schon das letzte Mal kurz angedeutet, wie menschliche Organisationen die Spätphase ihrer Grund- und Sinnlosigkeit durch eine ausgeprägte Mythologie ihrer zauberhaften, reinen Anfänge erträglich zu machen suchen. Diese Phase ist die notwendige Folge davon, wenn das gedankenlose

Tun zur Regel wird – meist maskiert als professionelle „Pragmatik“.

Nachdem es nun das akademische Semester ist, das einen neuen Vorwand für das Beginnen liefert, will ich diesmal dem Anstoß nachgehen und mich den heiligen Hainen der Akademia widmen. Bei einer jeden menschlichen Sache gibt es etwas, das auf ihre Anfänge verweist und sie dadurch zauberhafter erscheinen läßt, als es ihrem gegenwärtigen Zustand entspräche: der Name. Worte, mit denen wir unsere Institutionen und Arrangements bezeichnen, datieren als Elemente der Sprache meist weit hinter unser bewußtes Gedächtnis zurück. Der Zauber ihrer Anfänge klingen noch deutlich aus den großen Namen unserer Bildungsinstitutionen: Schulen, Akademien und Universitäten, die Reife, Meister und Doktoren hervorbringen.

## **Cargokult der Bildung**

Noch nie verbrachten so viele Menschen einen so großen Teil ihres Lebens in Anstalten, die dem Zweck der „Bildung“ gewidmet waren. Noch nie wurden so große Mittel für „Bildung“ aufgewandt. Zieht man noch die Jahrtausende alte Erfahrung in Betracht, nach der man doch wachsende Effek-

tivität und steigendes Niveau der Bildung erwarten dürfte, wundert man sich doch über die allgemeine Wahrnehmung. Denn auf allen Seiten nehmen die Klagen zu; zwar widersprechen sich diese oft vollkommen, doch in einem scheint man sich einig: die „gefühlte Bildung“ entspricht nicht dem, was eigentlich zu erwarten wäre; genauso wie die angeblich „gefühlte Teuerung“ und die „gefühlte Kriminalität“ es immer schwerer machen, den Versprechungen der Stabilität und Sicherheit jener angeblich besten aller Welten Glauben zu schenken.

Um die eigene Gesellschaft besser zu verstehen, ist es oft hilfreich, diese aus einer gewissen Distanz zu betrachten. Nehmen wir für einen Moment die Position eines Forschungsreisenden einer gänzlich fremden Kultur, gar von einem anderen Stern, ein; vergessen wir die uns von Kindheit an so geläufigen Interpretationen. Betrachten wir die Dinge und Formen, wie sie sich einem unbedarften und dadurch unschuldigen Auge offenbaren.

Diese Perspektive läßt „Bildung“ unmittelbar als einen seltsamen Kult erscheinen. Zunächst mag uns jede gesellschaftliche Institution, die wir nicht verstehen, so anmuten. Doch unser fremder Forscher würde wohl auch nach jahrelangen tiefge-

henden Untersuchungen dabei bleiben, es hierbei mit einem Kult zu tun zu haben, der augenscheinlich auf einem naiven Aberglauben basiert.

Mit Aberglauben haben wir es dann zu tun, wenn die von den Menschen gewählten Mittel gänzlich ungeeignet sind, die damit angestrebten Ziele zu erreichen. Ein Regentanz etwa hat allein kultische Bedeutung, auf den Niederschlag hat das Tanzen keine Auswirkung. Trotzdem mag dieser Kult von großer kultureller Bedeutung sein. Bedenklich wird er erst, und an dieser Stelle wird der Aberglaube zur Gefahr, wenn der Kult gänzlich an die Stelle geeigneter Mittel tritt und damit das Erreichen wichtiger Ziele verhindert. Eine Gesellschaft, die nur noch um das Feuer tanzt, anstatt geeignet vorzusorgen, wird nicht lange überleben.

In der „Bildung“ wird unser gelehrter Beobachter aus der Ferne sehr bald einen klassischen Cargokult erkennen – diesen Begriff habe ich schon in einer früheren Ausgabe erwähnt, ohne ihn näher zu erklären. Das Phänomen, das darunter verstanden wird, war in besonders eindrucklicher Weise in Neuguinea dokumentiert worden, worauf der geniale Physiker Richard P. Feynman den Begriff prägte.<sup>(4)</sup> Eingeborene in Neuguinea hatten beobachtet, daß Flugzeuge allerlei wunder-

same Waren – *Cargo* – brachten. Eines Tages jedoch wurden die Flüge eingestellt. Um jenes himmlische Manna wieder anzulocken, legten sie selbst „Landebahnen“ im Sand an, bauten „Flugzeuge“ aus Stroh und Holz, schnitzten hölzerne „Kopfhörer“ und setzten sich mit diesen in selbst errichtete Türme. Für diesen Aberglauben, der natürlich keinen Lohn eintrug, gaben sie ihre eigene Kultur auf.

Die Anführungszeichen, die ich eben benutzte, haben dieselbe Bedeutung wie jene, die ich vorher rund um den Begriff „Bildung“ setzte. Sie sind ein Hinweis und eine Ermahnung, sich von Wörtern nicht in die Irre führen zu lassen. Manche Passagen aus meiner Feder ertrinken aus diesem Grund leider in Anführungszeichen. Aber die damit bedachten Begriffe sind so gefährlich, daß ich es kaum verantworten kann, sie frei herumlaufen zu lassen und lieber zwischen Anführungszeichen einsperre, wenn nicht der Raum oder die Zeit ist, sie an die Leine von langen Begriffsklärungen zu legen.

Wie so oft ist eine Begriffsverwechslung, die dem paradoxen Widerspruch zugrunde liegt: Wie kommt es, daß der „Bildung“ heute eine solche immense Bedeutung zugemessen wird und die Bildung zugleich immer unbedeutender wird? Um den Widerspruch aufzuklären, müssen wir wieder einmal

nachzeichnen, wie sich das Denken verändert hat. Die Veränderung, die wir konstatieren werden, ist freilich alles andere als per se negativ, die Wirkung im postmodernen Kontext jedoch verheerend.

## Klerus

Einst lagen jene Institutionen der Bildung, deren Namen bis heute fortklingen und gänzlich andere Gebilde umhüllen, in der Obhut eines besonderen Menschenschlags. Mit einigem Dünkel, aber noch mehr Ethos, bildete dieser den sogenannten Lehrstand, der sich in der alten Gesellschaftsgliederung deutlich vom Wehrstand und vom Nährstand abhob. Ein anderer Ausdruck für diesen Stand ist der Begriff Klerus, der den engen Bezug zur religiösen Tradition bezeugt. Das lateinische *Clerus* trug die Bedeutung des „ausgewählten Stands“. Zugrunde liegt die griechische Wurzel *kleros*, die das Los, das einem zuteil wird, bezeichnet.

Julien Benda, den ich schon das letzte Mal erwähnte, übersetzt den Begriff in die heutige Zeit und versteht darunter eine besondere gesellschaftliche Aufgabe. Er spricht von den *clerics*, den Klerikern, doch dieser Begriff hat auf Französisch noch ein breiteres Bedeutungsspektrum erhalten. Ursprüng-

lich nannte man so die des Schreibens Kundigen, die Assoziation des Schreibers blieb erhalten, und führte im Englischen zu einer ironischen Umdrehung der Gewichtigkeit. Was einst der stolze Vertreter eines sich auserwählt wähnenden Standes war, ist im englischen *clerk* nur noch die Hilfskraft, zunächst der kleine Schreiberling, dann ganz allgemein jeder Verkäufer an einer Theke. Auf Französisch hat der *clerc* aber noch einen modernen Nachhall seines einstigen Gewichts, auch der Fachmann und manchmal ganz allgemein der Intellektuelle können so bezeichnet werden. Bendas berühmter Buchtitel *La trahison des clercs*<sup>5)</sup> lässt sich so als der *Verrat der Intellektuellen* übersetzen. Seine These ist folgende:

*[...] les hommes dont la fonction est de défendre les valeurs éternelles et désintéressées, comme la justice et la raison, et que j'appelle les clercs, ont trahi cette fonction au profit d'intérêts pratiques [...]:* Die Männer, deren Funktion die Verteidigung der ewigen und unzweckmäßigen Werte ist, wie die Gerechtigkeit und die Vernunft, und die ich die Kleriker nenne, haben diese Funktion zugunsten praktischer Interessen verraten.

*Clercs* bezeichnet bei ihm jenen Menschenschlag, deren Aktivität keine praktischen Zwecke verfolgt. Sie finden ihre Freu-

de in der Ausübung der Kunst, der Wissenschaft oder metaphysischen Spekulation. Sie leben für ein Gut, das Benda als *non-temporel* – nichtzeitlich klassifiziert. Ihre Maxime ist: „Mein Königreich ist nicht von dieser Welt“. Die *valeurs cléricales*, die Werte dieser „Kleriker“, seien statisch: *il s'ensuit que la religion du progrès n'est pas une attitude clérical*e. Die Religion des Fortschritts sei folglich keine des Intellektuellen würdige Einstellung. Ganz im Gegenteil:

*Au reste, il existe un critérium très sûr pour savoir si le clerc qui agit publiquement le fait conformément à son office : il est immédiatement honni par le laïc, dont il gêne l'intérêt (Socrate, Jésus). On peut dire à l'avance que le clerc loué par des séculiers est traître à sa fonction.* Es gibt ein sehr sicheres Kriterium, um festzustellen, ob ein öffentlich auftretender Intellektueller seinem Amt gerecht wird: Er wird sofort von weltlichen Menschen gescholten, deren Interessen er peinlich berührt (Sokrates, Jesus). Man kann mit Gewißheit sagen, daß der Intellektuelle, der von weltlichen Menschen gelobt wird, ein Verräter seiner Aufgabe ist.



# Der Verrat der Intellektuellen

Am Ende des 19. Jahrhunderts habe sich, laut Benda, ein grundsätzlicher Wandel abgezeichnet:

*les clercs se mettent à faire le jeu des passions politiques ; ceux qui formaient un frein au réalisme des peuples s'en font les stimulants.\*<sup>6)</sup>* Die Intellektuellen ließen sich zum Spiel der politischen Leidenschaften herab; jene, die eine Bremse des Realismus der Menschen bildeten, wurden zu dessen Antreiber.

Unter *Realismus* versteht Benda die ausschließliche Berücksichtigung praktischer Werte – also bloße Nutzenmaximierung. Den Gegensatz zu diesem bequemen „Pragmatismus“ sollten die erwähnten „klerikalen“ oder spirituellen Werte sein. Überzogenen „Realismus“ macht Benda für die Übel der Moderne verantwortlich:

*En résumé, si je regarde l'humanité actuelle du point de vue de son état moral tel qu'il se manifeste par sa vie politique, je vois :  
1° une masse chez qui la passion réaliste avec ses deux grandes formes — la passion de classe, la passion nationale — atteint à un degré de conscience et d'organisation inconnu jusqu'à ce jour ;  
2° une corporation qui, opposée autrefois à ce réalisme des masses,*

*non seulement ne s'y oppose plus, mais l'adopte, en proclame la grandeur et la moralité ; bref, une humanité qui se livre au réalisme avec une unanimité, une absence de réserve, une sanctification de sa passion dont l'histoire n'avait point donné d'exemple.*

Wenn ich die gegenwärtige Menschheit hinsichtlich ihres moralischen Zustandes betrachte, so wie er sich auf dem politischen Wege manifestiert, sehe ich: 1.) Eine Masse, bei der die realistische Leidenschaft in ihren zwei großen Formen – der Leidenschaft für die Klasse und der Leidenschaft für die Nation – ein bislang ungekanntes Ausmaß an Bewußtsein und Organisation erreicht; 2.) Ein Verband [gemeint ist der Stand der Intellektuellen], der sich einst diesem Realismus der Massen widersetzte, stellt nicht nur seinen Widerstand dagegen ein, sondern nimmt ihn selbst an und verlautbart dessen Bedeutung und Moral. Kurz: eine Menschheit, die sich dem Realismus mit einer Einigkeit, einem Mangel an Vorbehalt, einer Heiligung ihrer Leidenschaft hingibt, die in der Geschichte ohne Beispiel sind.

Daß das Wort von den Klerikern im Deutschen viel ausschließlich religiöser klingt als im Französischen, wird zwar der Intention des Autors gar nicht gerecht. Doch ich habe den Bezug absichtlich beibehalten, denn die Kritik von Benda ist

ein weiteres sehr faszinierendes Beispiel für die Wirrnisse der Ideengeschichte. Seine Kritik, insbesondere wenn wir das Wort *Kleriker* anstelle der „Intellektuellen“ beibehalten, entspricht nahezu wortgleich einer Kritik seitens religiöser Denker am modernen Säkularismus. Der Gegensatz der *clerics* sind die *séculiers*.

Doch Benda spricht nicht aus dieser Warte, auch wenn man dies nach obigen Zitaten annehmen möchte. Benda war ein demokratiegläubiger Liberaler, der sich am Kollektivismus stößt, den Intellektuelle im 19. Jahrhundert vorantrieben, und der schließlich im 20. Jahrhundert einen ungeheuren Blutzoll fordern sollte – was Benda in seinem 1927 erschienen Buch erahnt: Er sagt *l'entre-tuerie organisée des nations ou des classes* voraus – das organisierte gegenseitige Abschlachten von Nationen oder Klassen. Er nennt seine Zeit, die Moderne, *l'âge du politique* – das Zeitalter der Politik. Wie dies im Französischen schon seit Jahrhunderten der Fall ist, trägt *politique* eine überwiegend negative Bedeutung. Es handelt sich um das professionelle Aufhetzen und Ausnutzen des Massenmenschen.

# Gefangene der Zeit

Um zu verstehen, warum die Kritik am „Säkularismus“ nicht aus einer unmittelbar religiösen Warte kommen muß – und warum sie in diesem Fall aus einer so unerwarteten Richtung kommt, muß dieser schwierige Begriff analysiert – das heißt aufgelöst werden. Säkularismus bezeichnet wie jeder Ismus eine aus dem rechten Maß gelaufene Überbetonung – in diesem Falle die Überbetonung des Säkularen. Das Wort *säkular* bezieht sich auf das lateinische *saeculum*. Heute wird dies meist als „Jahrhundert“ übersetzt. Die ursprüngliche Bedeutung war jedoch viel weiter: das Wort steht zunächst für die Zeitlichkeit an sich, schließlich dann für das Zeitalter oder die Generation. In der christlichen Tradition verstand man unter dem Begriff die zeitliche Welt im Gegensatz zum göttlichen Reich, das ewig ist – „nicht von dieser Welt“. In der alten Vorstellung gibt es also eine Ebene der Ewigkeit, eine Ebene der Zeitlichkeit – und zusätzlich die Ebene der Räumlichkeit, *mundus*, die Welt im geographischen Sinne. *Saeculum* ist die rein weltliche Existenz, die ein bloßer Schatten der ewigen Existenz ist.

Für Augustinus war *saeculum* gleichbedeutend mit der *civitas terrena*, die er mit der *civitas Dei* kontrastierte.<sup>(7)</sup> Gemeint ist

also mit letzterem Begriff keinesfalls der Gottesstaat, wie es meist übersetzt wird – um eine Theokratie geht es hierbei nicht. Genausowenig meint ersteres einen konkreten irdischen Staat, sondern das menschliche Dasein an sich. Es handelt sich um keine Utopie, sondern vielmehr eine gepredigte Dystopie: Der Mensch befindet sich auf Erden in einem Jammertal. Peter Brown analysiert diesen Zugang wie folgt:

*Für Augustinus ist dieses ‚saeculum‘ etwas zutiefst Verworfenes. Es ist eine Strafexistenz ... sie taumelt ohne Sinn und Verstand umher ... Es gibt keine Verben der geschichtlichen Bewegung [im Buch De civitate Dei], keinen Gedanken an einen Fortschritt in Richtung auf Ziele, die im Laufe der Geschichte erreicht werden könnten. Die Christen sind Bürger eines fernen Landes ... sie sind als Fremde registriert und leben nur geduldet in hoc maligno saeculo [in diesem schlimmen Zeitalter, eigentlich: in dieser furchtbaren Zeitlichkeit]. ... [Der Christ sehnt sich] nach einem Lande, das immer ferne ist, aber auch ständig vergegenwärtigt wird durch die Tiefe seiner Liebe und Hoffnung.\*<sup>8</sup>*

Das *saeculum* befindet sich für Augustinus in ständigem Verfall. Dies ist eine interessante Facette zum Versuch, den vermeintlichen gesellschaftlichen Verfall zu datieren: eine gute

Vergangenheit von einer schlechten Gegenwart zu trennen. Dabei handelt es sich um die Spiegelung des utopischen Denkens, das eine gute Zukunft mit einer schlechten Gegenwart kontrastiert. In den Scholien unter dem Motto der Fallhöhe hatte ich den Leser bereits quer durch die Mythologie ganz buchstäblich aufs Eis geführt. Wenn wir uns im *Kali Yuga* oder ehernen Zeitalter des Verfalls befinden, wann war dann das Goldene Zeitalter? Augustinus würde uns auf diese Frage hin darauf verweisen, daß wir *saeculum* falsch verstanden hätten. Das *saeculum* des Verfalls ist keine Phase in der irdischen Chronologie. Es ist dieser Zeitablauf selbst, der ja bereits mit dem Fallen beginnt – dem Sündenfall. Die Goldene Zeit dürfte man nicht historisch vor oder nach unserem Zeitalter suchen, sondern vor oder hinter der Zeit selbst, fernab des irdischen Zeitablaufs. Das Ideal ist hier kein physisches, das heißt kein historisch konkret verkörpertes, sondern ein metaphysisches. Metaphysik bedeutet „hinter der Physik“. Es heißt, dieser Begriff wäre allein der Tatsache geschuldet, daß Aristoteles in seinem Werk zuerst die Physik behandelt und alle verbliebenen, „weichen“ Fragen in einen Anhang gepackt hätte, der sich allein dadurch auszeichnete, „hinter der Physik“ zu stehen. Das mag ich nicht so recht glauben. Tatsächlich befaßt sich die Metaphysik ja mit Fragen, die

hinter das Irdisch-Körperliche verweisen, sie dürfte den Titel „Hinter-Physik“ also durchaus mit Stolz tragen.

Der „Säkularismus“ meint also die übertriebene Konzentration auf das Vergängliche und Irdische. Seit dem 16. Jahrhundert setzte sich eine überwiegend säkularistische Grundhaltung durch, die im 17. Jahrhundert den Liberalismus und im 18. Jahrhundert den Individualismus hervorbrachte – als jeweilige Konzentration auf irdische Freiheit und weltlichen Nutzen. Doch die Tendenz zu stärkerer „Säkularisierung“, die sich aus einer gegenteiligen Übertreibung entwickelte, läßt sich bis in das 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Übertreibung, an deren Stelle eine weltlichere Orientierung trat, war die Unterordnung der irdischen Existenz gegenüber einer extrem drängenden apokalyptischen Erwartung. Mit dem neuen Millennium, dem ersten nach Christus, wurde das Ende der zeitlichen Welt erwartet. Das Ausbleiben dieses Weltendes war wohl ein Schock, der nach und nach dazu bewegte, sich mehr Gedanken über das Hier und Jetzt zu machen. Im schlimmsten Fall, so die schreckliche Befürchtung, müßte der Mensch wohl noch ein Jahrtausend im Jammertal ausharren. Vielleicht drängt sich nun im 21. Jahrhundert langsam die Einsicht auf, daß der Apokalypse die Jahreszahl reichlich egal ist.

Der Rechtshistoriker Harold Berman sieht den wesentlichen Bruch im 11. Jahrhundert in der „Gregorianischen Revolution“. Dabei handle es sich zugleich um die Entstehungszeit der westlichen Rechtstradition. Damals sei an die Stelle der Augustinischen Auffassung vom ständigen Verfall des *saeculum* ein neuer Optimismus hinsichtlich der Gestaltbarkeit des „irdischen Staates“ getreten:

*Die wichtigste Folge der päpstlichen Revolution war, daß nun zur westlichen Geschichte zum erstenmal eine Revolution gehörte. Im Gegensatz zu der älteren Sicht der weltlichen Geschichte als eines Verfalls wurde nun eine dynamische Qualität eingeführt, eine Vorstellung vom Fortschritt in der Zeit, ein Glaube an die Reformierung der Welt. Man glaubte nicht mehr, das „zeitliche Leben“ müsse bis zum Jüngsten Gericht unausweichlich immer weiter niedergehen. Vielmehr glaubte man jetzt – zum erstenmal –, daß in dieser Welt ein Fortschritt möglich sei in Richtung auf die Verwirklichung einiger Vorbedingungen für das Heil in der kommenden Welt.\*<sup>9</sup>\**



## Fusion zweier Welten

Daß Julien Benda letztlich diesen Säkularismus anhand seiner modernen Erscheinungsformen kritisieren sollte, ist eine Ironie der Geschichte. Benda glaubte 1927 noch, daß die Demokratie ein Gegenmittel gegen die „realistischen“, d.h. nützlichen Eigeninteressen von Intellektuellen wäre. Im Grunde hoffte er auf einen neuen Priesterstand, der ganz uneigennützig „Grundwerte“ hochhalten würde. Er ahnte noch nicht, daß ausgerechnet das Versprechen der Demokratie die bisher größte intellektuelle Fassade vor im Grunde gesellschaftsklempnerischen, säkularen Motiven errichten würde. Die Demokratie hielt er deshalb für einen geeigneten Schutz vor den Anmaßungen eines falschen Klerus, weil sie gänzlich unpraktisch sei. Dies sah bereits Chesterton mit seiner typischen ernstgemeinten Ironie als bestes Argument zugunsten der Demokratie an: Daß diese nicht „funktioniert“. Auf Englisch ist der Wortwitz des Arguments klarer: Er unterscheidet *things that work* (die funktionieren) und *things that play* (die einen spielerischen Zug innehaben jenseits des Diktats, nur möglichst reibungslos zu funktionieren).<sup>(10)</sup> Benda und Chesterton wußten nicht, daß dereinst unter dem

Begriff der Demokratie ein praktikables Herrschaftssystem errichtet werden würde.

Einen ähnlichen Gedanken wie Chesterton deutet Nicolás Gómez Dávila in einem Aphorismus an, der derzeit in Wien allerorts auf Geheiß und Kosten der staatlichen Kulturabteilung plakatiert wird. Dies ist eine herrliche Ironie, denn Dávila teilt sich die Plakatflächen mit Gramsci und Marcuse. Es darf vermutet werden, daß die behördlichen Zitateauswähler Google zu mangelnder Vorsicht verleitete. Geahnt haben sie wohl nicht, daß sie einen der wenigen Denker affichieren, der sich selbst als „reaktionär“ bezeichnete. Dávilas Aphorismus lautet: *Wenn wir wollen, daß etwas Bestand hat, sorgen wir für Schönheit, nicht für Effizienz.* <sup>(11)</sup>\*

Ist der Säkularismus also nicht eigentlich eine gute und notwendige Entwicklung? Warum kritisiert ein säkularer Liberaler wie Benda die Folgen dieses Säkularismus, sobald er sie sieht? Jeder Ismus enthält einen Kern Wahrheit – und manchmal muß diese Wahrheit in der Tat übertrieben werden, um ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Was Benda jedoch zu Recht vermißt, ist die mit der weltlichen Orientierung einhergegangene Aufhebung der Trennung zwischen zwei Welten: Der irdischen Welt unseres Daseins und der überir-

dischen Welt der Ideale. Dies führt einerseits zur Überhöhung des Vergänglichen auf die Ebene von Idealen, an denen die reale Welt stets bricht. Und wenn sie diesen Idealen nicht entspricht, umso schlechter für die Welt! Der Versuch, die Welt der Ideale, die ideale Welt, im realen Hier und Jetzt zu schaffen, entpuppt sich oft als ungeduldiger Wahn, der über Leichen geht. Andererseits führt die Vermengung dieser zwei Welten zum Herabziehen der Ideale auf das Niveau des Irdischen und Vergänglichen. Es ist schon übel, wenn reale Menschen von ungeduldigen Gottspielern Idealen geopfert werden (selbst für Ideale das Leben aufzugeben, wäre etwas anderes). Noch viel übler jedoch ist es, für „realistischere“ Götzen zu sterben, für den billigen Abklatsch von Idealen. Das ist der bittere Sinn der Klage: *Le dieu manque à l'autel où je suis la victime.*<sup>\*12\*</sup> Der Altar, auf dem ich geopfert werde, ist nicht einmal einem Gott gewidmet.

Die Trennung in die zwei Welten der *civitas terrena* und der *civitas Dei* mag uns heute absurd erscheinen. Das Handeln, das aus dieser Einstellung folgt, vermag sich durchaus positiv von modernem Handeln zu unterscheiden. Die „reale Welt“ läßt sich so bei allen Übeln ohne Haß und ohne Panik betrachten. Die zeitliche Welt ist die Welt der unterschiedlichen

verfeindeten Meinungen. Dies kann man aus dieser Perspektive geduldig anerkennen, ohne gleichzeitig einem Relativismus zu verfallen und alle Maßstäbe aufzugeben. Denn die Maßstäbe, die Ideale, sind nicht von dieser Welt – aber für diese Welt. Sie sind vor den Verunreinigungen der irdischen Schwächen, Nöte, Leidenschaften, Nutzbarkeiten, Begierden geschützt – indem sie einer fernen, abgetrennten Welt zugeordnet werden. Ein auserwählter Stand, ein Klerus, hütet über die Zeitlosigkeit dieser Ideale und erinnert die Welt in ihrem diesseitigen Treiben und Streben an deren Existenz, an das Vorhandensein von Dingen, die stets wichtiger sind als das momentan Drängende und Bedrückende.

Diese Perspektive ermöglicht übrigens jene Kombination von Subjektivismus und objektiver Orientierung, die in der Ökonomie die Wiener Schule auszeichnet. Von Emil Kauder stammt die berühmte Interpretation, hier theologische Gründe zu vermuten. Der calvinistisch geprägte Entstehungsraum der klassischen Ökonomie habe mit seiner Überbetonung der Arbeit die Arbeitswerttheorie begünstigt; in Österreich hingegen sei über die katholische Mehrheit der aristotelische Zugang prägend geblieben, den Kauder als „gemäßigten Hedonismus“ bezeichnet.<sup>(13)</sup> Aber auch ein anderer Grund

bietet sich an: Es könnte sich auch um den Nachhall der Augustinischen Auffassung handeln, die das irdische Dasein als Verfallsform betrachtet, aber eben darum nicht als durch und durch gottgewollt, mit einer alles durchdringenden Objektivität der „harten Fakten“. Das *saeculum* wird eben aufgefaßt als Phase der Vergänglichkeit und Subjektivität. Die objektiven Maßstäbe jedoch verbleiben geschützt in der anderen Dimension, sodaß der Beobachter der „realen“ Welt so realistisch und subjektivistisch sein kann, wie er möchte, ohne die Ideale zu verwässern. Die Trennung dieser Welten ermöglicht es, das Ist des Menschen vorübergehend losgelöst vom Soll des Menschen zu betrachten. Dies hatten Vertreter der Wiener Schule als dringend nötige „Wertneutralität“ interpretiert und waren dabei etwas über das Ziel hinausgeschossen, objektive Maßstäbe manchmal scheinbar gänzlich auszuschließen. In der Tat führten sie eine notwendige Trennung durch: Das Beschreiben und Verstehen des menschlichen Handelns im Hier und Jetzt nicht von normativen Vorstellungen darüber irreführen zu lassen. Ohne erwähnte Weltentrennung scheint die Beschreibung des „realen Menschen“ stets das Reich der Ideale zu berühren. Ideologen, jene, die falsche Ideale verfolgen oder richtige Ideale an falscher Stelle und auf falsche Weise, neigen daher dazu, die Realität auszublenden,

wenn sie mißfällt. Unbewußt fürchten sie wohl, sonst dem Zynismus zu verfallen oder andere diesem auszuliefern.

## Schöne neue Welt

Eine Folge der Vermengung der „realen“ Welt mit der idealen ist der Utopismus, der Gedanke, daß die *civitas Dei* auf Erden durch Menschenhand errichtet werden kann. Dieser Gedanke kam erstmals als Häresie am Anfang des zweiten Jahrtausends auf, als sich nach dem Ausbleiben des Weltendes der Gedanke aufdrängte, daß der Mensch womöglich erst die Erde für die Wiederkunft des Messias vorbereiten müßte. Diesen Zugang nennt man Millenarismus. Einer der ersten Utopisten war der kalabrische Abt Joachim von Fiore im 12. Jahrhundert. Er predigte, daß auf das vorchristliche Zeitalter des „Vaters“ das christliche Zeitalter des „Sohnes“ gefolgt war, nun aber ein drittes Zeitalter des „Heiligen Geistes“ folgen würde. Dieses *new age* wäre ein neues Zeitalter ohne Eigentum, Arbeit und Staat, in dem Liebe und Freiheit herrschen würden. Erst nach dem Kommen dieses Zeitalter und nachdem alle Menschen Vollkommenheit erreicht hätten, würde der Messias wiederkehren.\*<sup>14</sup>\*

In seinem ausgezeichneten Buch über „Kampf und Untergang der Intellektuellen“, das uns durch diese Scholien begleiten wird, beschreibt der ungarnstämmige Denker Thomas (Tamás) Molnar dies als den philosophischen Kern des Utopismus: Die Vorstellung, daß

*die Menschheit einen Zustand der Vollkommenheit erreichen muß, das heißt, sie muß die absolute Kontrolle über ihr Schicksal erhalten.* <sup>(15)</sup>

Politisch führe diese Vorstellung unausweichlich zu zunehmender

*Zentralisierung, Herabwürdigung des Individuums auf den Status eines Roboters, der sich bei der Arbeit und in der Freizeit nach Vorschrift aufführt, und [zum] Vorhandensein einer dirigierenden Bürokratie, die durch perfektionierte Kommunikationstechniken allgegenwärtig wird.*

Molnar spricht hierbei von „sozialer Hygiene“, *die an die Verwandlung der Welt in ein großes Hospital denken läßt.*

Dieser Begriff von der Hospitalisierung des Menschen fiel schon an früher Stelle. Er scheint auf Johann Wolfgang von Goethe zurückzugehen. Goethe schrieb einst an Frau von Stein, daß es möglich sei, eine harmonische Weltgesellschaft zu gründen, vorausgesetzt, daß die Menschen bereit seien, in

Kauf zu nehmen, die freiwilligen Patienten eines den ganzen Planeten umfassenden Krankenhauses zu werden.<sup>16</sup> Der Utopismus setzt nämlich die „Therapierung“ der Menschen voraus, damit sie „besser funktionieren“. Molnar führt dies näher aus:

*Utopia ist eine Möglichkeit, die Menschen gut zu machen, die es ansonsten ablehnen, gut zu sein. Der Utopist ist daher gezwungen, eine Gemeinschaft aufzubauen, die alle Eigenschaften aufweist, die entweder beim Individuum nicht zu finden sind oder durch andere Züge aufgewogen werden. Das erwartete Ergebnis ist, daß die Gemeinschaft «gut» sein wird, und nicht das widerpenstige Individuum, das dann nur noch kooperativ zu sein braucht. «Wenn wir keine tugendhaften Individuen hervorbringen können», sagt der Utopist, «dann wollen wir eben eine tugendhafte Gesellschaft hervorbringen; statt individueller Tugenden werden wir dann soziale Tugenden haben.» [...] Das gesellschaftliche Gebilde des Utopisten ist also ein ungeheuer vergrößertes Individuum, mit einem Höchstmaß an intellektuellen Kräften, moralischem Bewußtsein, universellem Interesse, Information, Kultur und Freundlichkeit ausgestattet. Aber ist schließlich das «Große Individuum» nicht ein Zeichen des Eingeständnisses, daß es mißlang, den Durchschnittsmenschen mit gutem Zureden, Zwang, Erziehung, Infor-*



*mation und Sensibilisieren zu etwas zu machen, was er nicht ist? Ist es nicht ein Symbol dafür, daß der Ideologe es nicht vermochte, Tugend zu intensivieren, das Individuum zu perfektionieren, nicht einmal für eine neue Menschheit der Übermensch zu sein, geschweige ein Gott in einer neuen Rasse von Göttern?*<sup>17</sup>\*

Dies wirft Molnar dem Ideologen der Utopie als sein größtes Versagen vor. Hierbei handelt es sich um die bekannte Hybris. Deren Ursache ist die Sünde des Stolzes, jene Sünde, so meint Molnar, *die nur der Dümme begeht. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß er, der sich einer rationalistisch-wissenschaftlichen Weltanschauung verschrieben hat, der wirklich Einfältige wäre, der geistig Arme. Wird es ihm vergeben werden?*

Die Moderne zeichnete sich dadurch aus, sich für modern zu halten, das heißt zugleich als Folge und Vorstufe einer Reihe von Fortschritten, die einen linearen Zeitverlauf aus dem Dunkel der Geschichte in eine strahlende Zukunft verheißen. Die Hoffnung hatte sich breitgemacht, daß sich der Mensch selbst von allen Nöten und Übeln erlösen könnte, indem er ein irdisches Paradies schaffen würde. Ein Zitat von Bertolt Brecht illustriert das damit verbundene Problem: *Alle großen*

*Ideen scheitern an den Leuten.* Und wenn das Modell an der Realität scheitert, umso schlechter für die Realität: sie muß sich fügen. Erwähntes Zitat gehört übrigens ebenfalls zu den momentan in Wien afficierten.

## Wollt ihr die totale Bildung?

Das utopische Denken hält es für notwendig, daß der Mensch absolute Kontrolle über sein Schicksal erhalten solle. Dazu muß der Mensch selbst jedoch verändert werden. Da dem Utopisten die Geduld fehlt, dies persönlicher Einsicht zu überlassen (dazu sei der Mensch zu schlecht), will er durch Kontrolle über die Institutionen und deren Veränderung einen neuen Menschen züchten.

„Bildung“ war dazu von Anfang eines der zentralen Instrumente. Einerseits handelt es sich um einen sehr großen und starken Begriff, der Universalität ausstrahlt. Andererseits gab es bereits professionelle Institutionen der „Bildung“, als die Gesellschaftsingenieure zum Fortschritt in Richtung Utopia bliesen. Diese waren freilich noch „mittelalterlich“ und ineffizient, doch sie boten ein hervorragendes Beispiel für kommende Bildungsfabriken, die der „Bildung“ zu universaler Wirkung verhelfen würden. Menschengemachte Institutionen

sind beliebig formbar und ihnen können alle Eigenschaften zugeschrieben werden, die realen Menschen fehlen. Umso größere Versprechungen werden daher mit den Institutionen verbunden. Der französische Aufklärer Denis Diderot war der erste, der dafür eintrat, daß die Schulen zur Veränderung der Gesellschaft benutzt werden sollten.

Die erste Versprechung war: der neue, mündige Mensch würde entstehen, sobald alle lesen und schreiben könnten. Das liebste Instrument des Utopisten und sein Götze, der Staat, errichtete zunächst nur vereinzelt Gebäude für „Volksschulen“. Zahlreiche Kriege und die fortschreitende Zentralisierung mehrerer Jahrhunderte waren nötig, um nach und nach ein umfassendes System zu errichten, das als „Lehrplanwirtschaft“ bezeichnet werden kann. Das versprochene Paradies blieb aus, denn die lesenden Menschen lasen nicht immer das „Richtige“. Doch nicht einmal die praktische Seite des Versprechens hielt. Aus Großbritannien, das hier Vorreiter war, liegen irritierende Zahlen vor. Die funktionelle Alphabetisierung war dort im 19. Jahrhundert *vor* Einrichtung des Schulzwangs höher als heute nach Jahrhunderten der Zwangsbeschulung.

Als die Volksschulen das neue Jerusalem nicht hervorbrachten, lag der Schluß nahe, daß die Dosis an „Bildung“ noch viel zu niedrig war. Lesen, Schreiben, Rechnen war zu wenig, um den neuen Menschen hervorzubringen. Also wurde die Zwangsschule nach hinten und nach vorne ausgeweitet. Nach und nach mußten akribisch alle Kinder erfaßt werden, um ja keines auszulassen. Die Gebäude mußten moderner und größer werden, die Ausstattungen teurer. Die Schulzeiten nahmen zu und die Hausaufgaben. Immer mehr Fächer waren zu unterrichten, immer detailliertere Lehrvorgaben einzuhalten. Als das nicht reichte, richtete man das Augenmerk auf die Lehrer: womöglich waren diese zu wenig „gebildet“? Es folgte die Vereinheitlichung und Zentralisierung der Lehrerausbildung. Noch immer reichte der Bildungsaufwand nicht aus, was in der Tat ein offensichtliches Faktum ist. Dieser Trend geht bis heute weiter: Immer neue Versprechen lösen sich in immer kürzeren Zeiträumen ab. Dann, wenn alle Kinder in Ganztagschulen stecken, werden wir endlich die Früchte der „Bildung“ genießen. Dann, wenn alle Lehrer Akademiker sind. Dann, wenn alle Kinder Matura haben. Dann, wenn jedes Kind individuell gefördert wird. Dann, wenn endlich überall die neusten „Bildungs“-Methoden umgesetzt wurden (die, sobald überall umgesetzt, freilich gleich

wieder veraltet sind). Dann, wenn alle studieren können. Dann, wenn jeder Mensch einen akademischen Titel trägt. Dann, wenn endlich die Mittel für die nächste brandneue, alles revolutionierende „Bildungs“-Technologie bereitgestellt werden. Dann, wenn jedes Kind einen Laptop und Internet-Zugang hat. Dann, wenn das Bildungsbudget doppelt so hoch ist! Dreimal so hoch! Viermal so hoch! Dann, wenn wir die *totale Bildung* geschaffen haben, dann wird mit dem neuen Menschen die Erlösung kommen.

Und daß sie noch nicht da ist, daran ist doch nur der alte Mensch schuld. Zuerst waren die Schüler die Sündenböcke, nichtsnutzige Faulsäcke, die mehr Disziplin erfordern. Dann die Eltern, verantwortungslose Proleten, denen man die Kinder möglichst früh abnehmen muß. Schließlich die Lehrer, die es immer falsch machen, egal was sie tun. Sie sind zu streng oder zu lax, zu fordernd oder zu faul, zu akademisch oder zu ungebildet. Der größte Sündenbock aber sind stets die Zweifler an der *totalen Bildung*, ohne diese würden sich die „großen Ideen“ viel leichter und viel dramatischer umsetzen lassen. Darum muß die „Bildung“ stets auch ideologisch gegensteuern und sich selbst legitimieren. Sidney und Beatrice Webb, Vordenker der Fabier, einer sozialistisch-imperialis-

tischen Intellektuellenbewegung, die große Wirkung entfaltete, sprachen dies ganz offen an:

*Wir sollten unsere Einimpfungsmethode fortsetzen, um jeder Klasse, jeder Person, die unter unseren Einfluß gerät, die genaue Dosis Kollektivismus zu verabfolgen, die zu assimilieren sie bereit waren. Und wir sollten weiterhin jene Regierungsmaschinerie vervollkommen und ausbauen, die in unsere Hände gelangt.\*<sup>18</sup>\**

Sie glaubten an die unvermeidliche Entwicklung einer offiziellen Verwaltungsklasse im modernen Staat. Die „Bildung“ sollte also Nachwuchs an Gesellschaftsingenieuren hervorbringen.

## Bildungskritik

Die Ausweitung der „Bildung“ löste freilich Widerstände aus, und diese Widerstände bestimmten maßgeblich die Gestaltung der Institutionen. Nach dem ersten, praktischen Widerstand der Eltern und Kinder, der teilweise mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, folgte der langsame, theoretische Widerstand. Zuerst formierte sich dieser Widerstand auf der politischen Linken (als diese noch liberal war), die bis heute die Bildungskritik dominiert. Deren Institutionenkritik ist ungemein wertvoll. Spät setzte eine rechte Bildungskritik ein,

die im Wesentlichen eine Reaktion auf die Umwandlung der Institutionen durch die Linke ist. Beide Seiten liegen richtig und doch daneben. Die Vereinigung der beiden halbsehenden Positionen in der „neuen Mitte“ der Gegenwart schließlich führte leider nicht zu zwei sehenden Augen, sondern machte aus zwei Halbblinden einen Vollblinden. Denn seit Anbeginn des Projekts der „totalen Bildung“ war dieses von einem verheerenden Mißverständnis begleitet, das, da es dessen Proponenten so deutlich von Nutzen ist, als Lüge bezeichnet werden darf.

Wie so oft handelt es sich um eine Verwechslung unterschiedlicher Begriffsbedeutung. Bildung bezeichnet zunächst den Prozeß der Menschwerdung, bzw. der Entwicklung der Persönlichkeit. Dieser Prozeß geht notwendigerweise vom einzelnen Menschen aus und liegt in dessen Verantwortung. Es ist ein innerer Prozeß, der nicht beliebig von außen gesteuert werden kann. Formale „Ausbildung“ ist nur ein geringer Beitrag dazu. Der größte „Lehrer“ dieser Bildung ist das eigene Leben. Die beste Schule der Verantwortung ist die Übernahme von Verantwortung. Das Bombardement mit fremden Erfahrungen, Wissensfragmenten, Anweisungen und Rezepten vermag hier keinen allzu großen Beitrag zu leisten. Wenn die Dauer, Frequenz und Vehemenz dieses Bombar-

dements zunimmt, und dies in abgeschiedenen Anstalten erfolgt, dann handelt es sich dabei sogar um ein sicheres Mittel, diese Form der Bildung gründlich zu hintertreiben und gar zu verunmöglichen.

Doch Bildung hat auch noch eine zweite Bedeutung, die den Kritikern der Verschulung selten bewußt ist. Bildung bezeichnet zusätzlich zum universellen Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung auch einen partikularen Lebensentwurf in einer besonderen Tradition. Auf Englisch spricht man manchmal von *The Great Tradition*, der Großen Tradition. Es handelt sich um die alte Tradition der Gelehrten, einer spezifischen Berufung. Was anderen Berufen einst die Zunft, war den Gelehrten die *universitas magistrorum et scholarium*, die Gesamtheit der Scholaren. Die alten Universitäten entsprachen so eher Gilden, ihre Gebäude waren erst eine später folgende praktische Form. Die Gelehrten gründeten Schulen, denn sie bedurften der scholé – der Muße. Die Schule oder Akademie ist der stille Ort im Hain (*akademos*) abseits des Alltagstreibens, ohne Streß und Not. Thomas Molnar sieht diese Schulen als Kulturasyle:

*Wie die Religion verlangt die Kultur Zufluchtsstätten, die frei zugänglich, aber durch die Haltung natürlicher Ehrfurcht ex-*



*klusiv sind, welche die Menschen den Dingen entgegenbringen,  
die höher stehen als sie selbst.*✠<sup>19</sup>✠

Der Gelehrte war ein eigener Lebensentwurf eines kleinen Standes, der auf Reichtum und Ruhm verzichten mußte und ein in der Regel asketisch-klösterliches Leben führte. Darum wäre es auch niemandem in den Sinn gekommen, diesem Stand seinen Lebensentwurf zu neiden. Wer die nötige Muße dazu mitbrachte, konnte ihm frei angehören.

Die Gesellschaftsingenieure in ihrem blinden Materialismus sahen nur die materiellen Ausprägungen dieser Tradition und mißverstanden die Gebäude, Titel, Prozeduren als Maschinen der „Bildung“ – in ihrer breiteren, universalen Bedeutung. Der naheliegende Gedanke war: Man könne die „Bildung“ des alten Menschen zum neuen Menschen dadurch beschleunigen, daß man möglichst alle Menschen für möglichst lange Zeit durch solche Bildungsmaschinen triebe. Was ein Lebensentwurf einiger weniger war, wurde zur Verheißung und Verpflichtung für jedermann überdehnt. Kein Wunder, daß bald der Widerstand gegen die asketischen Formen der Gelehrtentradition einsetzte, die mit der universalen Menschenbildung verwechselt wurde. Angebracht ist freilich der Vorwurf, daß es sich mehr um eine Täuschung als um eine

Verwechslung handelte, denn das Prestige der „Großen Tradition“ ist bis heute eine der wesentlichen Stützen des Bildungszwangs.

Dieselbe Strategie betrieben die Utopisten im Wirtschaftsleben: dort nennt man sie Kommunisten. Diese wollten die Menschen dazu zwingen, in einem gigantischen, säkularen Kloster zu leben. Was im Kleinen die wohl wertvollste und bedeutsamste Institution des Abendlandes ist, wird im Großen zur Hölle auf Erden. Weil der Mensch an Hunger, aber nicht an Dummheit stirbt, gilt der Produktions-Kommunismus als überholt, der Bildungs-Kommunismus jedoch nachwievor als einzig gangbarer Weg des Fortschritts. Im Kontext des Zwanges und des Kollektivismus erschien die Askese des Lernens und Lehrens als zunehmend untragbarer Zustand. Nach und nach mußte das Innere der Institutionen zertrümmert werden, um allen Menschen darin Platz zu bieten. So wurde die Tradition der Bildung von innen ausgehöhlt. Um den verständlichen Widerstand zu verringern, versuchten die Gesellschaftsingenieure, die Institutionen der „Bildung“ nach und nach der Außenwelt anzupassen. Wenn es draußen, in der freien Welt Fernseher und Internet gibt, ließ sich das „Bildungs“-Gefängnis nur dadurch erträglich machen, auch dort die Massenmedien hereinzuholen. Zu-

nehmend muß diese ausgehöhlte „Bildung“ Aufgaben der Außenwelt übernehmen. Sie soll heute die Funktion der Eltern übernehmen, erziehen, integrieren, sensibilisieren, sozialisieren, die Kinder gesünder, toleranter, ökologischer, sportlicher machen, allerlei tagespolitische Themen behandeln, Zeitgeistiges wie Genderlehre und „Anti“-Rassenkunde beibringen, die Vergangenheit bewältigen und vieles mehr.

## Dummenhäuser

Illustrativ für diesen Zugang ist ein Buch, das ausgerechnet den Titel „Die Bildungslüge“ trägt. Werner Fuld wirft darin dem „Bildungssystem“ vor, zuviel Faktenwissen zu lehren und zu wenig Verständnis. Diese These ist populär, aber Unsinn. Schon sehr früh setzte der Widerstand gegen das asketische Relikt des Auswendiglernens an. Die Folge war, daß die Kinder immer weniger Festgelegtes auswendig lernen mußten, aber immer mehr Beliebiges auswendig lernten. Früher beherrschte der durchschnittliche Schüler, der sich durch die Schule quälte, am Ende zumindest noch Auswendiggelerntes, dieses und jenes Gedicht zum Beispiel. Die zweckentfremdete Schule hatte zunächst asketische Disziplin mit universaler Ausdehnung verbunden, was ihren Ruf zerstörte. Heute bleibt nur die Ausdehnung. Je mehr die Schule der Außenwelt

ähnelte, desto mehr fällt der letzte verbleibende Unterschied auf: die künstliche, erzwungene Trennung. Sobald im Biologieunterricht nicht mehr Taxonomien gepaukt, sondern Blätter gefühlt werden, wird es unverständlich und unerträglich, dazu im Klassenraum gefangen zu sein. Die Gehässigkeit, Verachtung und Abscheu, mit der heutige „Schüler“ über ihre „Lehrer“ sprechen ist wohl historisch beispiellos. Kein Wunder: Der zwangsweise zugewiesene „Kumpel“, der über die eigene Zukunft entscheidet, aber weder Orientierung noch Wissen zu vermitteln vermag, sondern aus eigener Orientierungslosigkeit nur noch auf das große Freudenhaus der Information, das Internet, verweist, ist auch offensichtlich eine unerträgliche Absurdität.

Aufgrund der verständlichen Reaktion wurde das „Bildungssystem“ so zu einem Projekt ständiger Reform. Jeder Schritt, die „Bildung“ erträglicher zu machen, machte den Anspruch absurder. Am Ende steht die alles umfassende Therapieanstalt, in der jedem Schüler zu individuellen Betreuung eine Psychologin beigelegt ist. In der „Schule“, die vom Schüler nichts mehr fordert, sondern ihn nur noch fördert, aber nicht mit elterlicher Liebe, sondern im Rahmen einer Zwangsinstitution, müssen die Schüler, denen keine Disziplin mehr abverlangt werden kann, medikamentös ruhig gestellt werden.

Dies ist keine Science-Fiction-Phantasie, sondern in den USA bereits Realität: jenem Staat, der der größte Vorreiter fortschrittlicher „Bildung“ ist. Weil es sich falsch anfühlt, Zwangsschülern etwas vorzusetzen, wurde dort die „Freiheit“ innerhalb der Schulen erweitert. Nun obliegt die Wahl der Fächer den Schülern, Lehrinhalte werden in gegeneinander konkurrierende Kurse gefaßt. Was eine wunderbare Sache im Kontext der persönlichen, inneren Bildung sein könnte, hat im Rahmen der mißverstandenen institutionalisierten „Bildung“ paradoxe Folgen. Die „Bildung“ wird zunehmend mit Ausbildung verwechselt, jener Heranführung an konkrete Erfordernisse der Realität, die sich nirgendwo anders als in und an der Realität lernen läßt. Die erzeugten „Praktiker“ und „Pragmatiker“ sind schlicht zur Theorie, zur Anschauung unfähig.

Thomas Molnar bekräftigt meine Einschätzung: Jede *Institution, die nicht mehr die spezifische Rolle wahrnimmt, wozu sie geschaffen worden war, wird ebenso verwirrt wie ein Individuum, das seine Identität verloren hat. Unsere amerikanische Gesellschaft wendet sich der Schule jedesmal zu, wenn sie ein neues Steckenpferd aufgreift oder ihr eine kurzlebige Aufgabe überträgt. So kann die Schule niemals in Ruhe ihre traditionellen Aufgaben erfüllen, zumal sie sich angeblich jeder Neuheit*

*anzupassen und mit dem Ergebnis der letzten Geistesblitze ihre Experimente anzustellen hat.*\*(20)\*

Die öffentlichen Schulen in den USA verkommen nicht trotz, sondern paradoxerweise wegen ihres pädagogischen Bemühens zu Orten der Sinnleere und Gewalt. Und damit werden sie zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung: Sie bereiten tatsächlich auf die „Realität“ vor, die sie selbst mit hervorbringen. Während das Mittelmaß des zu therapierenden Kollektivs in den USA ein erschreckend niedriges Bildungsniveau aufweist, findet man dort allerdings auch Exzellenz. Denn noch bieten sich in diesem Riesenstaat zahlreiche Möglichkeiten abseits der dominanten Institutionen, der Schulbesuch wird noch nicht polizeilich erzwungen. Ohne das Anstreben von Exzellenz kann die „Tradition der Bildung“ als Gelehrsamkeit nicht überleben; ein Diktat der Exzellenz in der „Bildung“ im Sinne einer universellen Menschenformung ist hingegen unbarmherzig und kinderfeindlich.

Das falsche Freiheitsverständnis, mit dem wir es bei der zentralisierten „Bildung“ zu tun haben, ist jenes von der Freiheit als vollkommene Macht und Kontrolle des Menschen über sein Schicksal ohne die Komponente persönlicher Verantwortung. Dies führt zu utopischer Ungeduld, die schreckliche

Angst, daß irgendwo irgendein nicht perfektes Kind bei nicht perfekten Eltern nicht perfekte „Bildung“ erfährt und daher das irdische Himmelreich warten muß, bis alle ausnahmslos erfaßt und perfektioniert wurden. Doch der angenommene Determinismus ist eine gefährliche Illusion. Viele Menschen, die eine schwere, entbehrungsreiche Kindheit verbrachten, entwickeln später erfüllte, wunderbare Existenzen. Im Gegensatz dazu bewahrt auch ein wohlbehütetes Elternhaus ohne jeden Mangel nicht vor dem Scheitern an der Existenz, ganz im Gegenteil begünstigt es dies manchmal noch.

Erinnern wir uns an Goethes Warnung, daß uns der Utopismus in ein weltumspannendes Krankenhaus führen wird. Die sprachliche Ehrlichkeit, mit der wir die Institutionalisierung und Massenversorgung im „Gesundheitssystem“ bezeichnen, geht dem „Bildungssystem“ leider ab. Analog müßte man nämlich von „Dummenhäusern“ sprechen anstatt von Schulen. Und das utopische Projekt wäre erst abgeschlossen, wenn wir alle zu braven, rundum betreuten, gefütterten, unterhaltenen Insassen eines weltumspannenden Kranken- und Dummenhauses würden. Die utopische Ungeduld findet sich manchmal schon in der Familie selbst, verunsichert durch die Vorhaltungen und Versprechungen. Die Eltern leben in ban-ger Angst, ständig irgendetwas falsch zu machen, sodaß ihre

Kinder mißraten. Nun ist leider diese panische Kontrollwut das beste Rezept zu mißratenen, schwer neurotischen Kindern. Hier haben wir auch die Essenz der Bildungslüge: Die Lüge von der absoluten Kontrollierbarkeit und Machbarkeit in menschlichen Belangen. Das vernünftige Gegenmittel gegen diesen Wahn ist die gemächliche Aufforderung: Nur keine Panik! Wir dürfen nicht alles so ernst nehmen, schon gar nicht die „Bildung“.

## Intellektuellenschelte

All die Intellektuellenschelte darf natürlich nicht als anti-intellektueller Dünkel mißverstanden werden. Ich bin ja selbst einer. Weil mein Herz so sehr an den großartigen Leistungen des menschlichen Geistes hängt, darum ist meine Kritik so scharf. Hinsichtlich der Intellektuellen ist zu beklagen, was diese alte, lateinische Formulierung ausdrückt: *Corruptio optimi pessima*. Die menschliche Korrumpierung ist dann am schlimmsten, wenn sie die Besten erfaßt. Weil der Anspruch der Intellektuellen, des Klerus im weiteren Sinn, des Lehrstandes stets war, ein Stand von *optimi* zu sein, trifft der enttäuschte Ausruf *ecce homo!* umso härter.



Erstaunlich ist, daß mit der Zunahme der Zahl und Bedeutung der Intellektuellen die Intellektualität schwand. Benda hat so richtig darauf hingewiesen, daß Unpopularität ein wesentlicher Charakterzug dieses Stands sein sollte. Friedrich August von Hayek hatte einst Ökonomiestudenten gewarnt:

*Es gibt nicht nur keine schillernden Preise, keine Nobelpreise und – ich hätte sagen sollen, bis vor kurzem – keinen Reichtum und keine Adelserhebungen für den Ökonomen. Doch schon nach diesem zu streben, auf Lob oder öffentliche Anerkennung abzu- zielen, korrumpiert nahezu mit Sicherheit die intellektuelle Ehr- lichkeit auf diesem Gebiet. [...] Der Grund, warum ich glaube, daß ein zu bewußtes Streben nach unmittelbarer Nützlichkeit so wahrscheinlich die intellektuelle Integrität des Ökonomen kor- rumpiert, ist, daß unmittelbare Nützlichkeit nahezu vollständig auf Einfluß beruht, und Einfluß wird am einfachsten durch Zu- geständnisse an populäre Vorurteile und Anbietern an bestehen- de politische Agenden gewonnen. [...] [Der Ökonom] muß zuallererst den Mut haben, unpopulär zu sein.\*<sup>21</sup>\**

Hayek spielt auf Keynes an, wenn er oben *bis vor kurzem* sagt. Und Keynes ist tatsächlich der prototypische moderne Intel- lektuelle. Im Versuch, sich aufzuwerten und populärer zu werden – die notwendige Voraussetzung, um auch zahlreicher

zu werden, versucht der Intellektuelle, den praktischen Nutzen seines Wirkens zu belegen. Das bedeutet aber zumeist, daß er sich nutzbar macht – einer Ideologie, einer Bewegung, dem Staat oder vermögenden und einflußreichen Kräften – im Tausch für Prestige, Einkommen und Macht.

Zunächst ist der Intellektuelle im Dienst der Ideologie, er erkennt wie er durch Überbetonungen das Verhalten der Menschen steuern und zum vermeintlichen Vorreiter von gesellschaftlichen Entwicklungen werden kann. Thomas Molnar beschreibt die drei wesentlichen Intellektuellen-Typen der Moderne als *die marxistischen, progressistischen und konservativen Intellektuellen*. Heute gibt es diese Typen nicht mehr. Mit dem Siegeszug der Intellektuellen schwand wie gesagt die Intellektualität. Authentische Vertreter von Ideen sind heute die Minderheit, vergessene Käuze in den hintersten Winkeln von Akademia. Über diesen Typus sagt Molnar:

*Sie sind Übergangserscheinungen zwischen dem Intellektuellen des frühen 19. Jahrhunderts und dem Gesellschaftsingenieur, dem modernen, ideologisch erfahrenen (oder zynischen) Bürokraten, dem Parteifunktionär.*<sup>(22)</sup>\*

Erik von Kühnelt-Leddihn bläst in ein ähnliches Rohr, wenn er einen Wandel der Intellektuellen konstatiert. In einem früheren Werk klingt bei seiner Feststellung darüber noch etwas Marktkritik heraus, die er später unterließ, um nicht den falschen Kräften in die Hände zu spielen – und nachdem ihm Wilhelm Röpke ein Gespür für Ökonomie vermittelt hatte. Den Wandel der Intellektuellen beschreibt er an besagter Stelle so:

*Moderne Intellektuelle führen die Massen nicht mehr, sondern folgen ihnen und richten ihre Ideen und ihre Sprache an der Nachfrage des Marktes aus.*<sup>(23)</sup>\*

## Unternehmerschelte

Das klingt wiederum verdächtig nach der Unternehmerschelte, die ich in anderen Ausgaben bereits gelegentlich vom Zaume ließ. Mein Unterstützer Dr. Klaus Winkler bemerkte mir gegenüber bereits mit Schrecken und Ernüchterung, daß ich mich wohl nun ebenfalls unter die Gegner des freien Marktes eingereiht hätte. Dr. Winkler ist ein Schüler des berühmten ordoliberalen Ökonomen Alfred Müller-Armack und der einzige ursprünglich Ordolibérale, den ich kenne, der unter Einfluß von Ivan Illich und Murray Rothbard zu einer

weitaus tiefer gehenden Institutionenkritik fand als sie besagte Schule zuläßt. Müller-Armack vertrat den ursprünglich neoliberalen Zugang, der erstaunlich marktkritisch ist: Der Markt sei zwar

*ein überaus zweckmäßiges Organisationsmittel, aber auch nicht mehr, und es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, der Automatik des Marktes die Aufgabe zuzumuten, eine letztgültige soziale Ordnung zu schaffen und die Notwendigkeiten des staatlichen und kulturellen Lebens von sich aus zu berücksichtigen. Es bedarf vielmehr hier einer bewußten Einstellung der marktwirtschaftlichen Ordnung in eine übergreifende Lebensordnung, welche die notwendigen Korrekturen und Ergänzungen zu dem rein technisch verlaufenden Prozeß der Gütererzeugung vollzieht.\*<sup>(24)</sup>\**

Da ist die Enttäuschung von Herrn Dr. Winkler nur allzu angebracht, wenn ich mich allmählich ganz ähnlich anhöre. Freilich bin ich gegenüber der ordo- bzw. neoliberalen Schule nachwievor so verständnisvoll-kritisch eingestellt wie eh und je. Daß sie es zuließ, daß die erwähnte *übergreifende Lebensordnung* letztlich als „die momentanen Machthaber der Bundesrepublik Deutschland“ ausgelegt wurde, ist dieser Tradition kaum zu verzeihen. Doch meine Kritik war stets eine an

der *corruptio optimi*, den marktkritischen Bedenken der Neoliberalen war ich immer schon gewogen, vor allem, weil sie den aktuell tonangebenden Intellektuellen ohne Intellektualität gar nicht in den Kram paßt. Dr. Winkler verweist mich auf einen hervorragenden Text meines guten Freundes Pierre Bessard. Pierre schreibt:

*Wenige Aussagen auf dem Feld der Wirtschaftswissenschaften sind so falsch wie die Behauptung, der Markt sei eine moralisch neutrale oder gar amoralische Veranstaltung. Tatsächlich lässt sich umgekehrt die These vertreten, der freie Markt sei die umfassendste moralische Institution des Menschen. Warum? Ein freier Markt ist der Inbegriff des Respekts vor individuellen Eigentumsrechten: Jeder darf nur das benutzen oder austauschen, was ihm gehört, seien es seine Fähigkeiten, sein Geld oder physische Produktionsfaktoren. Der Markt ist genau das Gegenteil des «Gesetzes des Dschungels», nach dem eine ungezähmte Individualität herrscht, die stets zum Triumph des physisch Stärksten führt. Die Institutionen des freien Marktes wirken unvergleichlich zivilisierend auf die Impulse und Dränge des Menschen. <sup>(25)</sup>*

Dem kann ich schon soweit zustimmen, daß, wo immer wir einen nachhaltig bestehenden Markt beobachten können, auf moralische Voraussetzungen schließen können, die überhaupt

nicht selbstverständlich, sondern eine gigantische Kulturleistung sind. Pierre geht aber noch weiter und meint, es sei dieser Markt selbst, der die Moral, die ihn aufrecht hält, hervorbringt. In der Tat ist dabei die Erfahrung zu machen, durch Tausch die eigenen Interessen einfacher erreichen zu können als durch Gewalt. Vielleicht war es wirklich so, es klingt zumindest plausibel: Aus der Gewaltordnung entsteht an Orten des Tausches die Marktordnung. Dies wären die heiligen Stätten, an denen der Urmensch seine Keule ruhen läßt, weil er seinen Appetit billiger befriedigen kann. Mit vollem Bauch nach erfolgtem Tausch geht er sich dann anderswo wieder prügeln, den Marktplatz aber schon er, weil es seinem Eigennutzen entspricht. Wenn an dieser Geschichte nichts dran wäre, würde der Markt nicht so oft den Kern von Städten bilden. Allerdings läßt sich die Geschichte weiter erzählen. Was, wenn auf die Marktordnung, die anstelle der Gewaltordnung trat, eine neue Art von Ordnung folgt: die Illusionsordnung? Eine Ordnung, die Zwang nicht mehr vom freien Willen unterscheiden kann, weil der Wille seine Bedeutung verliert und wieder der Herdeninstinkt an seine Stelle tritt – diesmal allerdings in intellektueller Fassung. Dann ist die Sache nicht mehr so klar hinsichtlich der Freiwilligkeit und des Tausches. Wäre der Markt in der Tat ein moralisches

*perpetuum mobile*, das in seinem Bestehen die Teilnehmer immer sogleich in ausreichendem Maße dazu „erzieht“, diesen Markt zu wahren? Könnte es nicht sein, daß die immer wohlhabenderen Marktakteure eines Tages die existentielle Langeweile übermannt und sie beginnen, aufregendere Ideen nachzufragen? Würde der tüchtige Unternehmer dann nicht der Nachfrage folgen?

Hier in Österreich darf ich tagtäglich beobachten, wie es gerade Unternehmer sind, die sich der Politik andienen und ihr die Werkzeuge für ihren Raubbau an der Gesellschaft zur Verfügung stellen. Heutige Parteien bedienen sich selbstverständlich professioneller „Ver-Markt-ungs-Berater“ und haben ein ganzes Klüngel an privatwirtschaftlichen Akteuren um sich. Der Staat ist zwar der größte Nutznießer der Konzentration und Manipulation des Geldwesens und den Betrugereien des Bankwesens, aber ohne all die privaten Nutznießer im Nadelstreif ließe sich das System nicht am Leben halten. Herr Dr. Winkler kontert mir hier jedoch zu Recht:

*Die Beispiele, die Sie nennen – vor allem von den österreichischen Unternehmern – sind ja gerade nicht idealtypisch marktwirtschaftlich, sondern das genaue Gegenteil. Aber vielleicht meinen Sie, dass sich in der rauen Wirklichkeit kein wirklicher*

*Markt auf Dauer behaupten, ja vielleicht nicht einmal entstehen kann, vergleichsweise mit der „Demokratie“, die geradezu zwangsläufig – siehe Hans-Hermann Hoppe – zur „demokratischen Diktatur“ wird.*

Keine leichte Frage! In der rauen Wirklichkeit wirken reale Menschen, darum wird kein Idealtypus von Bestand sein. Das ist aber keine Antwort, denn gerade ich betone ja stets, daß man das Ideal nicht aufgeben darf, wenn diesem die Realität widerspricht, sondern ganz im Gegenteil, es gerade dann erst von Bedeutung ist. Auch hier laufe ich Gefahr, des Widerspruchs überführt zu werden. Nicht, daß ich etwas gegen den Widerspruch hätte, ich kultiviere ihn gerne, aber er soll nicht aus intellektueller Unachtsamkeit entstehen, sondern als Aporie das Denken schärfen. Mein Schweizer Freund Rudolf Schmidheiny bemerkte:

*Sie kommen mir vor wie ein Seiltänzer, oder einer, der auf des Messers Scheide tanzt. Sie treiben es wohl auf die Spitze, ohne ganz an die Spitze zu gelangen. Da wir uns wenigstens ein bisschen kennen, meine ich zu wissen, dass Sie kein Wahnsinniger sind. Was sind Sie denn?*

Nach dem Wahn steht mir tatsächlich nicht der Sinn – da bin ich erleichtert, daß er mir das zugesteht! –, sondern danach,



die Welt so zu erkennen, daß ich auf dem Seiltanz unserer Existenz die rechte Balance zu halten vermag. Wenn „Markt“ das Ideal freiwilligen Tausches zwischen Menschen meint, dann wäre mir das zu wenig, um es zum Ideal zu erheben. Der Tausch ist eine wunderbare, gesellschaftsstiftende Sache, aber kein Selbstzweck – er steht also nicht schon für sich, wie ein Ideal das sollte. Eigentlich aber geht es um die Freiwilligkeit als Ideal, die auch keinem Anderen Zwänge aufbürdet. Ein Ideal, das auch ich teile, aus dem ich aber, eben weil es ein Ideal ist, keine Heiligsprechung realer Institutionen folgere, sondern eine Maßregel für dieselben, eine schlichte, goldene. Maßregle ich damit nicht erst recht den Marktakteur?

Ich gebe auch zu, daß es mir nicht völlig egal ist, was Menschen freiwillig tauschen und schaffen. Weil es mir nicht gleichgültig ist. Und weil sich der Fremde sicher fühlen darf, daß ich ihm nicht in seine Tauschakte pfuschen werde, darf ich mir das Recht herausnehmen, aus der Loge der Theorie über die Akte auf der Bühne zu lästern wie es mir gefällt. Wenn ich über Schauspieler und Regisseur schimpfe, dann darf man nicht daraus folgern, daß ich das Theater am liebsten niederreißen würde, sondern ganz im Gegenteil: man würde doch nur sehen, wie viel mir daran liegt.

## Führer oder Diener?

Kühnelt-Leddihn wirft den modernen Intellektuellen vor, nicht mehr zu führen, sondern sich der Masse anzudienen. Ein ähnlicher Konflikt zwischen Führung und Dienen findet sich in der Debatte um die Bewertung des Unternehmers. Einer der berühmtesten Ökonomen, die über den Unternehmer schrieben, war der Österreicher Josef Alois Schumpeter. Für ihn ist die Essenz des Unternehmers das Führen, nicht die Befriedigung einer Nachfrage, sondern das Schaffen einer Nachfrage:

*Eisenbahnen sind nicht gebaut worden, weil irgendwelche Verbraucher die Initiative ergriffen haben und eine wirksame Nachfrage nach Eisenbahnen unter der Zurücksetzung von Postkutschen geschaffen haben. Ebenso wenig zeigten die Verbraucher von sich aus den Wunsch, elektrische Lampen oder kunstseidene Strümpfe zu besitzen, oder mit dem Auto oder im Flugzeug zu reisen, Rundfunk zu hören oder Kaugummi zu kauen. Es liegt offenbar kein Mangel an Realismus in dem Satz, dass die Mehrzahl von Veränderungen bei Verbrauchsgütern von Seiten der Produzenten den Verbrauchern aufgezwungen wurde, die in den meisten Fällen Widerstand gegen die Verän-*

*derung leisteten und durch eine raffinierte Reklamepsychotechnik erst erzogen werden mussten.\*<sup>26</sup>\**

Das ist eine starke Aussage, die paradoxerweise gleichzeitig den Unternehmer fast zum Übermenschen hochstilisiert und den Markt im schlechtesten Licht erscheinen läßt. Dieses Paradoxon taucht immer wieder auf und sollte hinsichtlich obiger Diskussion zum Nachdenken anregen. Das Beispiel der Schriftstellerin Ayn Rand habe ich bereits in einer früheren Ausgabe erwähnt. Rand zeichnet ein ebenso starkes Bild des heldenmäßigen Unternehmens-Führers. Gleichzeitig kommt die Masse der Nachfragenden sehr schlecht weg. Der finanziell erfolgreichere ist bei ihr der dienende Unternehmer, aber dieser ist zugleich ein moralisch verkommener Anti-Held, der der Masse liefert, was sie nachfragt, anstatt für seine eigenen Ideale und Prinzipien einzustehen.

Dazu fand ich eine faszinierende ideengeschichtliche Fährte. Der französische Denker Saint-Simon zeichnete ein ebenso übertriebenes Bild des heldenhaften Industriellen, das stark an Ayn Rand erinnert. Er behauptet in seiner *Parabole* von 1819, daß sich das Verschwinden der Politiker und Beamten auf das Leben in Frankreich nicht wesentlich auswirken würde, während es das Verschwinden der fünfzig führenden In-

dustriellen zugrunde richten würde. Die Regierung sei *eine Quelle des Unrechts gegen die Industrie, auch wenn sie sie zu fördern versucht*. Wahre Politik war für Saint-Simon bloß die Wissenschaft der Produktion und er sagte voraus, daß sie eines Tages vollständig von der Wirtschaft absorbiert werden würde.<sup>{27}</sup> Die Pointe dieser Fährte ist, daß Saint-Simon niemand geringerer als der bedeutendste Vor-denker des totalitär-technokratischen Flügels des Sozialismus war.

Handelt es sich um ein paradoxes Muster, wenn der bedeutendste intellektuelle Fürsprecher des Marktes im 20. Jahrhundert, Ludwig von Mises, ein genau gegenteiliges Bild vom Unternehmer zeichnet? Mises' Unternehmer ist ein Diener, kein Führer, allenfalls ist er Vorreiter dabei, besser zu dienen. Dabei widerspricht er wie so oft seinem Landsmann Schumpeter diametral – und doch werden beide oft leichtfertig derselben ökonomischen Schule zugerechnet. Eine ironische Fußnote der Geschichte ist es, daß Schumpeter, der Fürsprecher des Führens, als Intellektueller ein großer Opportunist war, während Mises stets als kompromißloser Verfechter seiner Prinzipien auftrat und sich intellektuell nirgends an-diente, sondern stets führte. Mises beschreibt den dienenden Unternehmer so:

*Was sich der Verbraucher wünscht, kümmert dabei Unternehmer und Kapitalisten nicht. Sie sind nur die gehorsamen Diener des Verbrauchers und dienen ohne Widerrede seinen Befehlen. Es ist nicht ihres Amtes, dem Verbraucher vorzuschreiben, was er genießen soll. Sie liefern ihm, wenn er es wünscht, Gift und Mordwaffen. Es ist ihnen als Produzenten ganz gleichgültig, was ihr Herr, der Verbraucher, von ihnen fordert. [...] Die Menschen trinken nicht Alkohol, weil es Bierbrauereien, Schnapsbrennereien und Weinbau gibt; man braut Bier, brennt Schnaps und baut Wein, weil die Menschen geistige Getränke verlangen. Das „Alkoholkapital“ hat weder die Trinksitten noch die Trinklieder geschaffen. Die Kapitalisten, die Aktien von Brauereien und Brennereien besitzen, hätten lieber Aktien von Verlagsbuchhandlungen erworben, die Erbauungsbücher vertreiben, wenn die Nachfrage nach geistlichen Büchern stärker wäre als die nach geistigen Getränken. Nicht das „Rüstungskapital“ hat den Krieg erzeugt, sondern die Kriege das „Rüstungskapital“.* <sup>(28)</sup>\*

Ökonomisch liegt Mises wesentlich näher an der Wahrheit. Ethisch und psychologisch womöglich nicht. Die wenigsten Unternehmer werden wohl den Konsumenten tatsächlich als ihren „Herren“ betrachten, und es ist ihnen auch selten vollkommen gleichgültig, was diese „Herren“ wünschen. Freilich,

der finanziell kurzfristig erfolgreichere Unternehmer wird seinen Ärger in sich hineinfressen und dem Kunden das bieten, was dieser nachfragt. Dabei konzentriert er sich aber vermutlich seelisch auf jene Aspekte seines Unternehmertums, bei denen er sich als Herr im Haus und Akteur empfinden darf und nicht bloß als g'schamster Diener.

Dennoch: Das Verdienen kommt vom Dienen. Diese Perspektive ist heute nicht mehr in Mode. Ein erheiterndes Beispiel für zeitgeistige Mißverständnisse zum Verdienst, die freilich auch ökonomische Gründe und damit wiederum gewisse Berechtigung haben, bietet die Diplomarbeit, mit der sich zwei Studenten unlängst geschickt in Szene setzten. Zwei deutsche Studenten im Fach „Visuelle Kommunikation“ im Alter von 24 und 28 Jahren erhielten ihren akademischen Grad mit Arbeiten zum Thema „Die erste Million verdienen“. Erstaunlich und bezeichnend dabei ist, daß es ihnen gar nicht in den Sinn kam, dies durch Dienst am Nächsten zu versuchen, was Arbeit bedeuten könnte. Ihre, womöglich gar nicht so falsche Ansicht: *Mit normaler Erwerbsarbeit ist es kaum noch möglich, ein vernünftiges Auskommen zu haben.*<sup>(29)</sup> Geld ließe sich nur durch Medienaufmerksamkeit verdienen und dazu müsse man polarisieren. Ein Student schloß aus seinem finanziellen Scheitern: *Ich war einfach nicht Rampensau genug.* Das

meiste Geld verdiente er damit, für fünf Cent pro Quadrat-zentimeter seine Wohnzimmerwand zu bepinseln und ein Foto davon auf seinen Weblog zu stellen, damit dann Schreiberlinge wie ich darauf hinweisen. Es funktioniert!

Am Ende des Projekts schließt seine Kollegin in großer Erleichterung, nicht mehr dem Geld nachstreben zu müssen, mit dem Sprichwort: Geld ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Und darin steckt wohl auch eine gewisse Wahrheit über den Unternehmer.

## Illusionen des Unternehmertums

Von den einen stets der Unmoral verdächtigt und beneidet, von den anderen zum geradezu übermenschlichen Ideal hochstilisiert, glaubt der typische Unternehmer bald schon selbst, mit seiner menschlichen Normalität aus der Norm zu fallen.

Scott A. Shane, Professor für Unternehmerstudien an der Case Western Reserve University in Cleveland, räumt in seinem Buch *The Illusions of entrepreneurship*<sup>(30)</sup> mit den zahlreichen Illusionen auf, die einen realistischen Blick auf das Unternehmertum verstellen. Zwar ist das Buch eine reine „data show“: Neben *In fact* ist *The data show* der häufigste Satzanfang; Shane bietet eine beeindruckende Menge an

Statistiken auf, um „die Fakten“ für sich sprechen zu lassen. Doch schon allein diese Überprüfung der Zahlen führt Erstaunliches zutage: Sie dürfen getrost fast alles vergessen, was Sie über Unternehmertum zu wissen glaubten! Sogar William J. Baumol, einer der führenden Professoren für Unternehmertheorie, der wie der legendäre Israel M. Kirzner an der New York University forscht, meint in seiner Empfehlung am Bucheinband, daß er nach der Lektüre einen Teil seiner Lehrinhalte umschreiben mußte.

Zunächst räumt Shane mit allen Illusionen über den Unternehmer selbst auf. Unternehmer sind für ihn alle Selbständigen und da diese natürlich auch randständige Existenzen wie die bereits berücktigten „Neuen Selbständigen“ umfassen, weisen die statistischen Durchschnitte ein eher bedrückendes Bild auf. Wer hätte das gedacht: Der typische Unternehmer ist ein Normalo; schlimmer noch, in vielen Aspekten liegt er deutlich unter dem Durchschnitt. Die meisten Daten beziehen sich auf die USA, doch das Bild in anderen westlichen Ökonomien unterscheidet sich wohl nur unwesentlich davon. Im Laufe ihres Lebens erleben 40% der Amerikaner irgendwann Phasen der Selbständigkeit – der wohlklingende Begriff täuscht darüber hinweg, daß diese „Selbständigkeit“ selten gewollt ist, bezeichnet sie doch bloß die Abwesenheit einer



festen Anstellung mit regelmäßigem Gehalt. Wenig idyllisch beschreibt Shane diesen Durchschnittsamerikaner:

*Der typische amerikanische Unternehmer ist ein verheirateter weißer Mann in seinen Vierzigern, der das College besuchte, aber nie abschloß. Er lebt an Orten wie Des Moines oder Tampa, wo er geboren wurde und den größten Teil seines Lebens verbracht hat. Sein neues Unternehmen ist im Niedrig-Technologie-Bereich, wie eine Baufirma oder eine Autowerkstätte, in einer Branche, in der er jahrelang gearbeitet hat. Das Unternehmen, das der typische Unternehmer gegründet hat, ist ein Einzelunternehmen, finanziert mit \$25.000 aus seinen Ersparnissen und vielleicht einem Bankkredit, für den er persönlich haftet. Der typische Unternehmer plant nicht, viele Leute anzustellen oder viel Geld zu verdienen. Er will bloß seinen Lebensunterhalt verdienen und seine Familie ernähren. Kurz, der typische Unternehmer ist Ihr Nachbar – er ist der Unternehmer von nebenan.*

Dies klingt alles selbstverständlich; doch die üblichen Assoziationen und damit die häufigsten Illusionen beim Thema Unternehmertum sind allesamt auf ein Unternehmerbild zurückzuführen, wie es uns die Medien vermitteln. Korrekt diagnostiziert Shane, daß es auch hier der aus der Logik der

Massenmedien folgende, mangelnde Alltagsbezug ist, der falsche Bilder erzeugt und mit der Zeit einprägt. Zwar ahnen wir aufgrund unserer Alltagserfahrung und der Reste von Hausverstand, daß die Welt eine andere ist, doch darf nicht unterschätzt werden, wie sehr die sich verselbständigenden Bilder unser Denken prägen und damit manipulieren – ohne daß hier ein besonderer Plan dahinter stehen muß. Shane erklärt dies so:

*Die Menschen haben ein falsches Bild darüber, wie der typische Unternehmer aussieht, weil er zu langweilig ist, als daß jemand über ihn schriebe. Es ist schwer, eine Beschreibung von ihm im Fernsehen oder in der Zeitung zu finden. Wer will schließlich einen Artikel im People-Magazin lesen über das Leben ihres Installateurs, Bilder seines \$150.000-Hauses sehen oder hören, was er gestern am Abend gegessen hat? Es ist viel interessanter, über Larry Ellisons Jacht, Bill Gates' Stiftung oder Sergei Brins Flugzeug zu lesen. Daher werden nur eine Handvoll supererfolgreicher Unternehmer in den Medien beschrieben, was uns einen verzerrten Blick darauf gibt, wie ein Unternehmer aussieht.*

Noch trister wird das Bild, wenn man sich ansieht, welche Menschen eine besondere Tendenz zur „Selbständigkeit“

aufweisen. Nun überrascht es nicht mehr, daß Arbeitslose, Geringverdiener und Drogendealer die höchste Wahrscheinlichkeit aufweisen, als „Unternehmer“ in die Statistik einzugehen. Man mag einwenden, daß der Begriff des „Unternehmers“ auf die Eigentümer einer Rechtsperson eingeschränkt werden sollte, doch wäre dies nicht weniger willkürlich. Die meisten Unternehmer, auch jene mit florierenden Unternehmen, sind Einzelunternehmer. Die Rechtsform selbst ist bloße Formalität, die sich mehr nach den gesetzlichen Rahmenbedingungen richtet. Das typische Unternehmen wird jedenfalls nicht gegründet, weil der Unternehmer reich werden möchte oder das Gründen so viel Spaß macht, sondern weil er oder sie nicht für jemand anderen arbeiten möchte – oder kann! Statistisch lassen sich diese zwei Motivationen allerdings nicht trennen, und auch in der Realität überlappen sie sich großteils.

Entsprechend niedrig ist die Erfolgsrate von Unternehmen. Ein Fünftel der „Start-ups“ werden in den USA bereits nach einem Jahr aufgegeben, in Europa ein Viertel. Nur 45% überleben fünf Jahre, nur 30% zehn Jahre. Ein Fünftel der Unternehmer bleiben für immer in der „Start-up“-Phase stecken, d.h. das Unternehmen kommt nie über das Versuchsstadium hinaus und stellt eher ein teures Hobby dar. 70% der Unter-

nehmer schätzen nach vier Jahren Ihre Unternehmensgründung als *nicht erfolgreich* ein. Nur ein Drittel aller Kleinunternehmen wirft überhaupt jemals mehr als \$10.000 jährlichen Profit ab. Deutschland führt die Liste der Länder mit deutlichem Mehraufwand für Unternehmer an: Selbständige arbeiten im Schnitt 15 Stunden mehr pro Woche! Praktisch überall gilt: Der durchschnittliche Unternehmer arbeitet härter und verdient weniger. Shane stellt die naheliegende Frage:

*Warum gründet dann überhaupt jemand ein Unternehmen? [...] Eine Antwort ist, daß der typische Unternehmer bloß ein überoptimistischer Narr ist. Er überschätzt systematisch seine Erfolgchancen, was ihn dazu motiviert, Unternehmen zu gründen, obwohl seine Aussichten im Durchschnitt ziemlich schlecht sind. [...] Unternehmertum ähnelt dem Glücksspiel. Der Durchschnittsertrag ist negativ, wie in Las Vegas [...]. Aber manche gewinnen, und sie gewinnen viel.*

So gehören Unternehmer zu der Gruppe mit den größten Einkommensunterschieden. Die erfolgreichsten 10% besitzen drei Viertel des Geschäftsvermögens. Blendet diese Verlockung? Shane geht gar soweit, die Frage zu stellen: Sind die meisten Unternehmer schlicht dämlich?

Die meisten unserer Mythen über Unternehmer glorifizieren sie. Sie stellen Unternehmer als brillante Geschäftsleute dar, die solch kluge Entscheidungen fällen, daß sie das wirtschaftliche Äquivalent der Umwandlung von Blei in Gold schaffen. Wenn diese Mythen stimmen, sollten wir erwarten, daß der durchschnittliche Unternehmer kluge Entscheidungen fällt. Doch das ist nicht der Fall. Die Daten zeigen, daß der typische Unternehmer viele Entscheidungen fällt, die tatsächlich die Chancen reduzieren, daß sein Unternehmen von Erfolg gekrönt sein wird. Zum Beispiel gründen die meisten Unternehmer in Branchen mit den niedrigsten Erfolgsaussichten.

Doch diese Schlußfolgerung geht etwas zu weit. Allein die Aussicht auf den seltenen Erfolg ist keine hinreichende Erklärung für das Unternehmertum, zumal dieses Motiv eher die Ausnahme zu sein scheint. Tatsächlich ist trotz des schlechteren Abschneidens in praktisch allen quantitativ meßbaren Faktoren die Arbeitszufriedenheit unter Selbständigen deutlich höher als unter Angestellten. So deutlich, daß im Schnitt ein zweieinhalb Mal höheres Einkommen nötig wäre, um dies auszugleichen. Das heißt: Menschen sind für die Selbständigkeit sogar bereit, auf mehr als die Hälfte ihres Einkommens zu verzichten! Shane erklärt diese paradoxe Tatsache durch höhere Flexibilität, Autonomie und Kontrolle. Doch er gibt

auch einen knappen Hinweis auf jenen Umstand, der wohl am bedeutendsten ist. Es scheint eine anthropologische Tatsache zu sein, daß sich Menschen in kleineren Gruppen wohler fühlen. Die entscheidende Variable für die Arbeitszufriedenheit ist nämlich die Unternehmensgröße: je größer das Unternehmen, desto geringer die Zufriedenheit.

In letzter Zeit ist es in Mode gekommen, daß Politiker Lobreden auf das Unternehmertum halten, während ihre Taten das Leben kleiner Unternehmer oft unerträglich bis unmöglich machen. Die beste „Wirtschaftspolitik“ sei die „Förderung“ von Unternehmensgründungen. Insbesondere für einkommensschwache Gruppen wird der „Weg in die Selbständigkeit“, der praktischerweise ein Weg aus der Arbeitslosenstatistik ist, gepriesen. Dank staatlicher Subventionen ist zudem eine urbane *Start-up*-Schickeria entstanden, die ihr „Unternehmertum“ als Zeichen besonderer „Kreativität“ zelebriert. Shane räumt auch hier mit allen Illusionen auf, insbesondere mit (neo)„liberalen“.

Die Logik, wonach es zur Steigerung von Unternehmensgründungen leichteren Zugang zu Fremdkapital bräuchte, erweist sich als die übliche Verwechslung von Korrelation und Kausalität in Statistiken. Nicht wo mehr Kapital (d.h. heute

in der Regel Kredit) „zur Verfügung“ steht, werden mehr Unternehmen gegründet, sondern, wo mehr Unternehmen gegründet werden, wird in Summe mehr Fremdkapital aufgenommen. Die Konzentration auf das wundersame *Venture Capital* schließlich, dessen Abwesenheit die größte Bedrohung des Unternehmertums wäre und dringend überwunden werden müßte, resultiert aus der oben erwähnten Verzerrung der Realität durch die Medien. Tatsächlich werden selbst im Mutterland des „Venture Capital“, den USA, auf diese Weise bloß 0,03 % (!) aller Unternehmen finanziert. In der Regel jenes kleine Segment von neuen Unternehmen, die tatsächliches Wachstum aufweisen.

Besonders irritierend ist Shanes Einschätzung, daß das durchschnittliche neue Unternehmen die verfügbaren Ressourcen *schlechter*, d.h. weniger produktiv einsetzt, als das durchschnittliche bestehende Unternehmen. Daraus folgert er gar, daß die Anzahl von Unternehmensgründungen einen negativen Einfluß auf den Wohlstand hätte. Auch der Beschäftigungseffekt sei eine Illusion: Um in zehn Jahren neun zusätzliche Arbeitsplätze zu schaffen, müßten heute 43 (!) *Start-ups* gegründet werden.

Hier erweist sich allerdings der rein Statistik-fixierte Zugang von Shane selbst als verzerrend. Ein gutes Leben besteht sicher nicht darin, das Bruttoinlandsprodukt zu fördern (wie im berühmten Hit von „Geier Sturzflug“), und es ist keinesfalls die Aufgabe der Politik, Menschen Arbeitsplätze nach ihrer statistisch erwarteten Produktivität zuzuweisen. Dies wäre nicht nur ethisch inakzeptabel, sondern ist, der statistischen Illusion vom hinreichenden Wissen zum Trotz, auch ökonomisch unmöglich – die Folgen solcher „Korrekturen“ scheinbar suboptimaler menschlicher Entscheidungen sind niedrigere Produktivität und niedrigerer Wohlstand. Zudem wird bei Shanes scheinbar objektiv begründetem Vorzug großer, etablierter Konzerne deutlich, wie stark die Statistik selbst durch die Rahmenbedingungen verzerrt wird. In einem Zeitalter der Inflationierung und des ausgeprägten, aber gut getarnten Interventionismus, ist es kein Wunder, daß kleine Unternehmen ohne Lobbies, Privilegien, Subventionen und millionenschwere Kredite neben den Großen lächerlich wirken. So läuft Shane in die Irre, wenn er auf der Grundlage der Statistik am Ende die selbständige Putzfrau mit dem Web2.0-Unternehmen des MBA-Besitzers, der \$250.000 Venture „Capital“ aufgestellt hat, vergleicht und sich über erstere geradezu lustig macht und dazu aufruft, so etwas bloß nicht



zu unterstützen oder zu erleichtern, sondern jede Unterstützung dem potentiellen „Inc. 500“ zukommen zu lassen.

Daß auch die „Fakten“ stets kritisch beleuchtet werden müssen, illustriert Shane unfreiwillig gleich in seinem allerersten Absatz. Behauptet er da doch, daß sich bei Google das Wort „entrepreneur“ exakt 76.500.000 Mal fände und damit fast doppelt so häufig wie das Wort „sex“, für das er nur 43.000.000 Einträge fand. Tja, womöglich hatte Shane vergessen, die Kindersicherung auszuschalten. Natürlich sind diese Zahlen vollkommen falsch und es erstaunt, daß dies vor dem Druck niemandem auffiel. Die Realität ist auch hier etwas weniger rosig für den Unternehmer: Laut aktueller Google-Abfrage ist Sex fast zwanzig Mal beliebter als Unternehmertum.

## **Verantwortlich – aber wem?**

Der Vergleich ist gehässig, aber vielleicht doch nicht soweit daneben. Man kann das unternehmerische Dienen leicht mißverstehen, insbesondere wenn man sich vom rein materiellen Erfolg leiten läßt. Das Dienen kann zum Selbstzweck und dadurch lieblos werden. Zuvorkommend, untertänig, schmeichelnd, aber lieblos. Dienen ohne Liebe ist Prostituti-

on. Sie ist ein Akt der Unterwerfung, der Selbstentwertung für Geld, Macht oder Prestige. Wer seinen Nächsten liebt, tut nicht bloß, was dieser will. Dies mag paradox klingen. Jemandem wirklich zu helfen, ist etwas anderes, als bloß den Eindruck von Hilfe zu erwecken, bloß zu gefallen.

Unternehmertum kann, zumindest kurzfristig, sehr erfolgreich dabei sein, dem Nächsten die billigste, schnellste, umfassendste Befriedigung zu verschaffen. Gut ist es dadurch noch lange nicht. Wer bloß willenlos der Nachfrage folgt, ist auch im rein ökonomischen Sinne weniger unternehmerisch als jener, der den Mut aufbringt, momentane Wünsche und Erwartungen seiner Mitmenschen zu enttäuschen, ihnen dafür aber einen nachhaltigeren Dienst zu erweisen. Dieser Weg ist mit mehr Ungewißheit verbunden, gerade heute aber oft der Königsweg des erfolgreichen und zugleich verantwortlichen Unternehmertums.

Diese Betonung der Verantwortung und die damit oft verbundene, überstrapazierte „Wirtschaftsethik“ werden aus zwei Richtungen kritisiert. Die einen vermuten bei einem Setzen so starker Worte, die einen beschränkenden Rahmen menschlichen Handelns einmahnen, ohne deren Bezüge klar dazulegen, gegenteilige Wirkung. Letztlich wäre das Gerede von

„Werten“, ohne diese konkret zu benennen, relativierend. Rudolf Schmidheiny etwa meint:

*Ich stelle nur fest, all dieses Geschwafel um Ethik, wenn es nicht in der Luft hängt, so doch sich einzig Ausdruck individualistischer, persönlicher Überzeugungen ist, die ganz bestimmt der Allgemeinheit nichts nützen, resp. keinen allgemeinverbindlichen Charakter haben können noch dürfen.*

Man solle nicht von Verantwortung sprechen, ohne zu sagen, wem man denn eine Antwort schulde. Eine Rechtfertigung unseres Handelns könnten wir nur jemandem schulden, der über uns stünde, nicht jedem beliebigen Menschen, einem Kollektiv oder irgendeiner erdachten „Ethik“. Die Legitimation, die eine solche Autorität begründe, könne nur von oben kommen, sonst sei sie anmaßend. Von oben wirkend hingegen handelt es sich um Agape, die aufrichtende Liebe, die ich letzthin erwähnte. Ob es die umgekehrt verlaufende Liebe wirklich gäbe, das sei fraglich. Ich muß zugeben, daß die Begriffsbildung des Eros hierfür auch eher eine Eigenmächtigkeit war. Rudolf weist mich darauf hin, daß ich hingegen die *philia*, die Freundschaftsliebe vergessen hätte. So will ich sie denn erwähnen, aber dazu vorerst nur meinem Kollegen und Freund Dr. Eugen-Maria Schulak das Wort überlassen,

der unlängst eine schöne Analyse dem Thema Freundschaft gewidmet hat.<sup>(31)</sup>

## Ethik

Eugen wird als Philosoph viel zur Ethik befragt und hat auch seine liebe Not mit dem Begriff. Ich verstehe unter Ethik das systematische Nachdenken darüber, wie das gute Leben in menschlicher Gesellschaft möglich ist und aussehen kann. Ich glaube, daß über diese Fragen Erkenntnis möglich ist, nicht abschließend und umfassend, aber schrittweise und vorsichtig. Eugen gibt mir jedoch zu denken: Menschen, die systematisch darüber nachdenken, kommen zu unterschiedlichen Resultaten. Als Philosoph sieht er sich diesbezüglich in einer Doppelrolle:

*Einerseits denke ich selbst über das gute Leben nach, andererseits kenne ich die Gedanken von anderen Menschen, die über das gute Leben nachgedacht haben. Wenn ich es beim Selberdenken zu Erkenntnissen und damit zu Gewissheiten bringe, dann präferiere ich meine eigenen Gedanken bzw. all das, was in der philosophischen Tradition zu meinem eigenen Denken gehört. Wenn ich dann von diesem Standpunkt aus die Gedanken betrachte, die sich andere Menschen im Rahmen der Ethik gemacht*

*haben, dann bemerke ich, dass es einige Wege gibt, die mir ganz entgegengesetzt und regelrecht zuwider sind, dass es aber auch einige Wege gibt, die meinen Gedanken nicht wirklich widersprechen, sondern vielleicht Variationen darstellen oder Sonderwege oder die ich vielleicht neutral betrachten kann, weder als Freund noch als Feind. Das sind dann die anderen Ethiken bzw. ethischen Gedanken.*

In einem Artikel zur Ethik<sup>(32)</sup> schloß Eugen daraus: Da wird man sich entscheiden müssen! Das erfordere Persönlichkeit. Darauf weist mich auch Dr. Michael Twardosz hin:

*Zwar studiere ich gerne jeden Wertekatalog mit großem Interesse, adoptiere aber (genüsslich provokant formuliert) nur, „was mir passt“. Ich bin nämlich der festen Überzeugung, dass jeder Wertekatalog letztlich subjektiv sein muss. Soviel Ehrlichkeit mute ich mir zu!*

Dr. Twardosz erwähnt als aktuelles Beispiel eines Wertekatalogs das neue Steckenpferd von Ökonomen, die sich von der „Neoklassik“ emanzipieren wollen: Die Glücksforschung, deren Glücksindizes an die Stelle der Bruttoinlandsprodukte treten sollen.<sup>(33)</sup> Es steht außer Frage, daß letztere als einziges quantitatives Maß der Politik absurd sind, aber dieselbe Politik wird auch das „Bruttonationalglück“ rasch zu einer

Absurdität machen. Dr. Twardosz fragt zu Recht: *Werden Joseph Stiglitz oder seine Kommission jetzt bestimmen, unter welchen Bedingungen ich mich wohl zu fühlen habe? Und mein Arzt, ob ich mich gesund fühle?*

Dank dieser wichtigen Einwände verstehe ich nun, worauf ich nicht hinreichend achtgegeben habe, als ich die Ethik als vermeintliche Bestimmung eines überindividuellen und über-subjektiven Soll dem Relativismus entgegensetzen wollte. Denn, und wie so oft deutet die Ironie auf Erkenntnis, der Vorbehalt vermeintlicher Relativisten gegen objektive Maßstäbe und der Vorbehalt religiöser Menschen gegen vermeintliche Werte speist sich wohl teilweise aus der selben Quelle: Der Sorge, daß unter dem Deckmantel der Objektivität doch wieder nur eine menschliche Anmaßung steht, menschliche Gottspieler, deren „Politik“ den alten Menschen durch Zwang zum neuen Menschen verbessern will.

## Ästhetik

Ich will aber doch nicht aufgeben, weiter eine Lanze für die Ethik zu brechen. Zur Illustration möchte ich mich dazu nun auf noch schwächeres Terrain begeben und mich an einer noch umstritteneren Position versuchen. So wie der „Werte-

katalog“ allein persönlicher Auswahl obliegen sollte, verhalte es sich auch mit der Schönheit – sie liege allein im Auge des Betrachters. Die eine Ästhetik, die den Vorrang vor anderen beanspruchen könne, gäbe es nicht. Jedem Menschen seine Ästhetik, so wie jedem Menschen seine Ethik. Wer könnte auch anderes behaupten, ohne dahingehend mißverstanden zu werden, seine persönliche Ästhetik und Ethik anderen aufdrängen zu wollen?

Der Begriff der Ästhetik hat dieselbe Wandlung durchgemacht wie der Begriff der Ethik. Dinge werden ganz nach persönlichem Geschmack als „ästhetisch“ gepriesen oder als „unästhetisch“ abgetan. Kein Wunder, daß dem Künstler das Lob bald peinlich wird und er keinerlei Wert mehr darauf legt, „ästhetisch“ zu pinseln, also sich einem bestimmten Geschmack ahnungsloser Zeitgenossen anzubiedern. Eine ähnliche Reaktion zeichnet sich im Felde der Ethik ab. Mir wäre es schon etwas peinlich, würde man mein Unternehmen als „ethisch“ bezeichnen, im Gegensatz zu all den vermeintlich „unethischen“. Hieße dies denn nicht bloß, dem aktuellen Zeitgeist Genüge zu tun? Die „ethischen“ Unternehmen mit ihren „Ethikbeauftragten“ und „Ethikprojekten“ sind in der Tat meist absurde Peinlichkeiten.

Doch ursprünglich steht Ästhetik wie Ethik für ein Projekt der Erkenntnis oder wenn man so möchte: für eine Wissenschaft. Dr. Twardosz mahnt ein, daß eine Wissenschaft doch wertneutral sein müsse. Und er hat insofern Recht, als eine Wissenschaft nicht auf beliebigen, persönlichen Werthaltungen beruhen kann. Dann hätten wir es mit genau jener Korruption der Intellektuellen zu tun, die ich in diesen Scholien diskutiert habe. Der Wissenschaftler verrät seine Funktion, wenn er nicht mehr *sine ira et studio*, ohne Zorn und Eifer, an der Sache ist, sondern das, was ihm persönlich gefällt und bequemt, zum Maßstab der Erkenntnis macht. Eifer meint in dieser Wendung nicht den Fleiß, sondern den blinden Fanatismus des Eiferers, der eifersüchtig um Anerkennung buhlt.

Ich halte es aber auch dann für angebracht, von einer Wissenschaft zu sprechen, wenn es sich um den systematischen Versuch handelt, über Aspekte und Entscheidungen des Lebens, die naturgemäß einen persönlichen Charakter haben, zu reflektieren, um daraus ein Orientierungswissen zu keltern, das unterschiedlichen Menschen zu helfen vermag.

Die Ästhetik war einst der Versuch, ein übersubjektives Wissen über die Schönheit zu erlangen. Der dahinterstehende Gedanke ist, daß es eine Wissenschaft von den Formen gibt,



was wiederum bedeutet, daß Schönheit zumindest zum Teil eine Wahrheit abbildet. Daher galt auch die traditionale Kunst als Wissenschaft (und übrigens auch umgekehrt die traditionale Wissenschaft als Kunst). Thomas von Aquin prägte die Ermahnung: *ars sine scientia nihil*. Nichts sei die Kunst ohne Wissenschaft.

Diese Wissenschaft trat als Kunde kosmischer Harmonien an. Der gesamte akademische Betrieb war einst von diesem Zugang geprägt. Nach dem Trivium, der Schulung in Logik, Rhetorik und Grammatik, folgte an der Universität das Quadrivium: Mathematik, Geometrie, Musik und Astronomie. Diese heute etwas holprig erscheinende Ordnung des Wissens suchte eine kosmische Ordnung abzubilden. Alle vier Bereiche stellen systematische Untersuchungen über Harmonien dar: die Ordnungsmuster der Zahlen, der Formen, der Töne und der Gestirne. Lange galt diese Auswahl der Disziplinen und die Mutmaßung über solche kosmische, disziplinenverbindende Harmonien als altmodischer Irrweg. Heute neigt die postmoderne Naturwissenschaft interessanterweise in eine ganz ähnliche Richtung.

Eine besonders klare Darstellung der traditionellen Ästhetik fand ich bei Frithjof Schuon, den ich schon letzthin kurz erwähnte:

*Schönheit kommt von kosmischer Wirklichkeit, ist eine Kundgebung des Wahren und niemals bloße Sache des Geschmacks. Dieser ist als eine persönliche Beziehung zu einer besonderen Schönheit berechtigt, nicht aber als Maßstab der Schönheit als solcher. [...] Die Schönheit spiegelt Glück und Wahrheit wider: Ohne das Element „Glück“ bleibt nur die nackte, geometrische Form übrig; ohne das Element „Wahrheit“ ist nur noch die inhaltslose Lust da. Die Schönheit steht gewissermaßen zwischen der abstrakten Form und der blinden Freude, oder vielmehr, sie verbindet beide und verleiht der wahren Form die Freude und der wahren Freude die Form.\*<sup>(34)</sup>*

Vielleicht ist das Wort „traditional“ klarer, wenn ich Schuons Übersetzung dafür anbiete: überlieferungstreu. Der traditionale Zugang unterscheidet sich vom modernen dadurch, daß sich nicht jeder kraft seiner Vernunft als Neuschöpfer der Weltordnung gefällt, sondern – unter Gebrauch der Vernunft – eine ihm überlieferte Ordnung zu verstehen und allenfalls an neue Gegebenheiten anzupassen versucht. Ist diese Überlieferungskette durchbrochen, dann wird die „Tradition“

jedoch zur bloßen Übernahme des sich Durchsetzenden und Überlebenden.

Nun muß man keine traditionale Orientierung aufweisen, um die Schönheit, die dieser Zugang hervorbrachte, zu würdigen. Wenn sich unser Verstand aus ideologischen Gründen gegen eine solche Würdigung sperrt, dann wird sie unbewußt durch unsere Touristenströme ausgesprochen. Obwohl nur ein winzig kleiner Prozentsatz die menschliche Zerstörungswut der Jahrhunderte und Jahrtausende überstanden hat, behaupten sich die Kunstwerke traditionaler, religiöser Gesellschaften als Inbegriff des Schönen schlechthin. Wenn wir nicht davon ausgehen, daß die Schönheit dieser Bauwerke, Bilder, Skulpturen Zufallstreffer sind, wäre dies doch ein Indiz für die Existenz von Gesetzen des Schönen, die über den subjektiven Geschmack hinausgehen.

Für den Traditionalisten Schuon setzt der künstlerische Verfall mit dem Wissensverlust über die Formen ein. Als erste Übertreibung folgt die Übersteigerung der Formen, die hohle Protzerei: eine weltliche, gefühlsbetonte, leidenschaftlich-großsprecherische, aber letztlich verlogene Kunst.

# Funktionalismus

Als Gegenreaktion ist die Moderne von einer neuen Schlichkeit getragen. Diese Konzentration auf das Wesentliche fühlte sich für viele sicherlich nach einer großen Befreiung an. Das ist nachvollziehbar, daher greift der Vorwurf gegen moderne Kunst, sie komme an das künstlerische Können ihrer naturalistischeren Vorläufer nicht heran, ins Leere. Konzentration tut Not, doch was ist das Wesentliche?

Die Strömung des Funktionalismus trat an mit dem Versprechen, alles unnötige Beiwerk zu entfernen und die Funktion des Gegenstandes oder Bauwerks als das Wesentliche herauszuarbeiten. Der Ansatz scheint mir richtig, doch die Durchführung nicht weitreichend genug. Denn dahinter steht das verkürzte Menschenbild der Moderne. Im Haus des Massenmenschen sieht man nicht mehr als die Funktion, ebensolche Massenmenschen in Räumen aufzubewahren, in denen sie vor Witterung geschützt „Freizeiten“ verbringen dürfen, um die Arbeitszeiten überleben zu können. Erst die Verkürzung der Funktionen bringt die unmenschliche Kälte des Funktionalismus hervor. Daß eine weitere Konzeption des „Funktionierens“ auch in der traditionellen Kunst bestimmend war, ver-

deutlicht Schuon anhand seiner Ausführung von einigen ihrer Grundsätze:

*Vor allem soll das Werk dem Gebrauch, zu dem es gemacht ist, voll Rechnung tragen, und es soll diese Zweckmäßigkeit auch verdeutlichen. Sofern Sinnbilder hinzugefügt werden, sollen sie der dem Gegenstand selbst innewohnenden Sinnbildlichkeit entsprechen und so auf ihre Weise zur »magischen« Brauchbarkeit des Gegenstandes beitragen. Es soll kein Widerstreit zwischen Wesentlichem und Beiläufigem, sondern Einklang durch richtige Abstufung herrschen, was sich übrigens aus der Reinheit der Sinnbildlichkeit ergibt. Die Behandlung des Werkstoffes soll diesem gemäß sein, so wie seinerseits der Werkstoff dem Gebrauch des Gegenstandes gemäß sein muss. Schließlich soll der Gegenstand nicht etwas anderes vortäuschen, als was er ist, denn aus einer solchen Vortäuschung ergibt sich stets der unangenehme Eindruck der Überflüssigkeit, und in der Tat ist der Augenbetrug sinn- und nutzlos.\*<sup>35</sup>\**

Wer sagt denn, daß es nicht auch die Funktion der Dinge sein muß, schön zu sein? In diesem Sinne kann man die vermeintlich „nur“ nützlichen, häßlichen Gegenstände und Bauwerke von heute mit Fug und Recht als kaputt, als nicht funktions-tüchtig bezeichnen. Die Schlafburgen, deren Anblick schon

depressiv macht, sind nicht funktionalistisch, denn sie werden ihrer Funktion nicht gerecht. Selbst wenn der Sozialismus „funktionieren“ würde, selbst wenn er die Menschen satt machen könnte, würde er nicht funktionieren. Denn was er hervorbringt, ist häßlich, weil die Schönheit keinen Platz hat und haben darf. Denn sie widerspricht der Gleichheit. Selbst wenn Gleichheit gerecht wäre, was sie nicht ist, bliebe sie häßlich. Die Ästhetik der Kunst und die Kunst der Ästhetik beruhte auf der Beschreibung von hierarchischen und funktionalen Ordnungen, Sphären, Abstufungen, Verhältnissen, Bezügen, Differenzierungen. Womöglich war die dahinterstehende Weltsicht unbegründet, vielleicht übertrieben. Der große islamische Denker Seyyed Hossein Nasr tröstet über diesen Zweifel:

*Es ist besser, einer partikularen Form der Wahrheit anzuhängen und andere Formen der Wahrheit zu verneinen oder zu vernachlässigen als die Wahrheit überhaupt zu leugnen.\*<sup>(36)</sup>\**

Eine Kritik der Häßlichkeit ist nur möglich, wenn wir Schönheit als etwas Reales betrachten, das auch unabhängig vom Geschmack des Betrachters existiert. Analog dazu ist eine Kritik der Ungerechtigkeit nur möglich, wenn Recht und Moral unabhängig vom momentanen Empfinden der Mehr-

heit bestehen. Ästhetik ist die kultivierte und friedvolle Auseinandersetzung darüber, was die Schönheit ausmacht. Die dabei gewonnene Erkenntnis führt in der Praxis dazu, unsere menschengemachte Umwelt schöner zu gestalten. Gemeint ist dabei nicht, daß jede Sache einen „Designer“ erfordert. Die scheinbare „Originalität“, jedes Ding anders zusammenzusetzen und zu behübschen, ist langweilig. Keine angestrengt behübschte moderne Reihenhaussiedlung kommt gegen den künstlerischen Geist einer mittelalterlichen Stadt an, um mir dieses reichlich reaktionär wirkende Urteil zu erlauben. Ich bin ein wenig genervt davon, so oft nur noch zwischen den Alternativen „funktionelle Massenware“ und „ausgefallenes Design“ wählen zu können. Erstere erfüllt oft eine der wichtigsten Funktionen, nämlich schön zu sein, nicht und ist daher als defekt zu betrachten. Letzteres zeigt eben jene angestrengte Originalität, die anstelle der schlichten, funktionalen Einfachheit die Selbstverwirklichung des Designers stellt.

Die eine Ästhetik wäre eben nicht die Verabsolutierung eines Geschmacks, sondern der Versuch, insofern „wertneutral“ zu sein, indem die Bewertung, Auswahl und Gewichtung stets dem Subjekt überlassen bleibt. Dem als Idealtypus angedachten Ästhetiker, der sich mit den theoretischen Grundlagen der Komposition des Schönen befaßt, kann man auch deswegen

zuhören, weil er eben kein Gesellschaftsingenieur ist. Er erfrecht sich nicht, das Privatleben der Menschen und die wenig perfekten, aber erträglichen und menschlichen Bezüge der Gesellschaft nach „kosmischen Gesetzen“ neu zu konstruieren. Erst die Übertreibung der Aufgabe der Intellektuellen, der moderne Wahn, ihnen „praktische Nützlichkeit“ zu verleihen, führt zur Antiintellektualität und Ablehnung jeder Theorie. Die Theorie als Anschauung wird nur noch im Plural der Theorien und Anschauungen toleriert. Genau dadurch aber wird ihr der Boden abgegraben. Wo man jede momentane Laune als eine von vielen, gleichwertigen „Ästhetiken“ adelt, ist für Ästhetik als Anschauung und Betrachtung der Hintergründe und Bedingungen des Schönen kein Platz mehr. In einer Welt, in der das Schöne vom Häßlichen nicht mehr unterschieden werden kann, verdrängt das Häßliche das Schöne, weil letzteres zu kompromißlos ist. In dieser Welt läge es nahe, die Ästhetik neu als Geschichte der „Ästhetiken“ zu definieren, als bloße Auflistung, was wer wo einmal als schön empfunden hat. Gleiches geschieht der Ethik.

Das jedoch fände ich schade, denn über bloße Dokumentation lassen sich kaum interessante Gespräche führen. Über eine Sache mit Leidenschaft zu streiten und nachher wieder als Freunde auseinander zu gehen – das ist mir der Inbegriff von



Wissenschaft. Der Streit über das Schöne, das ist für mich die Ästhetik. Der Streit über das Gute, das ist für mich die Ethik. Der Streit über das Wahre, das ist für mich die Philosophie. Über Geschmäcker, Launen und Meinungen läßt sich nicht kultiviert streiten. Wer aus Angst vor dem Streit das Gute, Wahre und Schöne verleugnet, der sät erst recht den Konflikt. Denn er nimmt dem Streit den edlen Gegenstand, das Ideal, das die Streitenden eint und ihre Freundschaft nährt. Ohne Aussicht, durch besseres Verständnis dem Guten im Leben und Handeln selbst näher zu kommen oder einen Freund diesem näher zu führen, bleibt nur die unverbesserliche Bösartigkeit als Grund unserer Differenzen und diese läßt sich bloß durch Gewalt aus der Welt schaffen. Was wir letztlich tun, welche Werte und Werke wir wählen und wie wir sie gewichten, das ist unsere persönliche Entscheidung und daher Verantwortung. Vom Freund jedoch nehmen wir Lob und Tadel an, er schuldet es uns sogar. So ist es wohl kein Zufall, daß die oben erwähnte *philia* in der Philosophie steckt. Rudolf Schmidheiny ermahnt mich, zur in den letzten Scholien diskutierten Beziehung von Liebe und Wahrheit unbedingt ein Bibelwort zu ergänzen:

*Kinder, laßt uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit.\*<sup>37</sup>\**

# Aufgabe des Intellektuellen

So läßt sich denn nun endlich so etwas wie eine positive Aufgabe und Verantwortung des Intellektuellen formulieren. Thomas Molnar schlägt folgende Richtung vor:

*Philosophieren heißt also immer, die essentielle Wichtigkeit der menschlichen Dimension und daher die Würde des Menschen wiederherzustellen.\*<sup>38</sup>\**

Eine wesentliche Funktion vermißt Molnar bei der modernen Wissenschaft: es gelänge ihr nicht, *dem Menschen einen Sinn zu geben und sein Herz mit Freude zu erfüllen*. Die Intellektuellen hätten sich nämlich in verschiedene Holzwege aufgespalten. Auf der einen Seite die „Rechten“, die fälschlich glaubten, wenn man die Dinge in Ruhe ließe, so blieben sie, wie sie sind. Das ist ein Irrtum: so überließe man sie doch nur einer Sturzflut von Änderungen. Während die „Linke“ nach einem illusionären Utopia strebt, glaubt die „Rechte“ wiederum,

*sie müsse in jedem menschlichen Unterfangen, bei dem Hoffnung, Begeisterung und der Wunsch nach Wandel mitspielen, eine Verschwörung sehen. Die richtige Einstellung angesichts dieses Konflikts muß, wie ich schon gesagt habe, hervorgehen aus einer*

*Wiederentdeckung der Philosophie, die den Mut aufbringt, sich von der historisch-ideologisch-utopischen Perspektive zu befreien. Kurz gesagt, diese Philosophie muß wiederum den Menschen betonen und nicht den Kollektivkörper (mit seinem geplanten kollektivierte[n] Verstand), die Freiheit und nicht die Mechanisierung des Innen- und gesellschaftlichen Lebens, den gesunden Menschenverstand und nicht den Glauben an die Wissenschaft. ¶<sup>39</sup>¶*

Mit dieser „Wissenschaft“, an die man nicht blind glauben dürfe, meint Molnar freilich den modernen Szientismus. Diesen Begriff nützte insbesondere Friedrich A. von Hayek in seiner Kritik am Mißbrauch und Verfall der Vernunft:

*überall dort, wo wir nicht mit dem allgemeinen Geiste unvoreingenommener Forschung sondern mit der sklavischen Nachahmung der Methode und Sprache der Naturwissenschaft befasst sind, [spreche ich] von „Szientismus“ oder dem „szientistischen“ Vorurteil [...]. Der szientistische Standpunkt, zum Unterschied vom wissenschaftlichen, ist kein vorurteilsloses, sondern ein sehr vorurteilsvolles Herantreten an den Gegenstand, das, noch bevor es seinen Gegenstand betrachtet hat, zu wissen glaubt, welches der geeignetste Weg ist, ihn zu untersuchen. ¶<sup>40</sup>¶*

Hayek spricht von „Demagogen der Wissenschaft“ und kritisiert damit die politische Instrumentalisierung eines Expertenkultes. Er betont den ironischen Umstand, daß den ausschließlichen Wert der spezifischen von den Naturwissenschaften angewendeten Methoden meist Männer behauptet hätten,

*deren Recht, im Namen der Wissenschaft zu sprechen, recht zweifelhaft ist und die tatsächlich in vielen Fällen auch in den (Natur-) Wissenschaften selbst ebensoviel blindes Vorurteil gezeigt haben wie in ihrer Einstellung zu anderen Gegenständen. Geradeso wie sich Francis Bacon der Kopernikanischen Astronomie entgegenstellte und Comte lehrte, dass jede zu genaue Untersuchung der Erscheinungen mit Instrumenten wie dem Mikroskop schlecht wären und von der geistlichen Gewalt der positiven Gesellschaft unterdrückt werden sollten, weil sie dazu ange-  
tan sei, die Gesetze der positiven Wissenschaft umzustürzen, so hat diese dogmatische Einstellung Männer dieses Typs so oft in ihren eigenen Gebiet irregeführt, dass eigentlich wenig Grund bestanden hätte, ihre Ansichten über Probleme allzu ernst zu nehmen, die noch weiter von dem Gebiet ablagen, dass ihre Anschauungen bestimmte.\*<sup>(41)</sup>\**

Der Abstieg der Wissenschaft läßt sich für mich daran ablesen, daß sich immer weniger kultiviert darüber streiten läßt. Der Test der Modelle ist nicht wahr oder falsch, sondern ob sie „statistisch signifikant“, „in der Literatur referenziert“ oder schlicht für jeden anderen außer dem Experten, der alles über nichts weiß, undurchschaubar sind.

Vor längerer Zeit sah ich im Theater das Stück „Kunst“ von Yasmina Reza, die wie ich Halbiranerin ist. Darin kauft jemand ein modernes Kunstwerk um einen absurd hohen Betrag, bei dem es sich bloß um eine weiße Leinwand handelt. Fremde würden dies als „Geschmack“ abqualifizieren, über den man nicht streiten könne. Niemand könne seine Vorstellung von Schönheit und Kunst zum Maßstab erheben, denn das wäre ja anmaßend. Ergo gibt es keine Schönheit, und alles ist Kunst. Zum Glück hat erwähnte Theaterfigur Freunde. Und diese Freunde reagieren nicht durch unmenschliche Feigheit vor Konflikten und Entscheidungen, sondern durch allzu menschliches Lachen. Der Streit folgt und wird zu einer Feuerprobe für die Freundschaft. Die Autorin des Stücks erläutert den Hintergrund wie folgt:

*Das Drama von „Kunst“ ist ja nicht, daß Serge das weiße Bild kauft, sondern dass man mit ihm nicht mehr lachen kann. [...]*

*Die Geschichte ist mir passiert mit einem Freund, der ein weißes Bild gekauft hat. Er ist Dermatologe, und ich habe ihn gefragt: „Wieviel hast du dafür bezahlt?“ Er hat geantwortet: „Zweihunderttausend Francs.“ Und ich brüllte vor Lachen. Er allerdings auch. [...] Wir sind Freunde geblieben, weil wir lachten. Als er das Stück las, lachte er auch. Es hinderte ihn nicht daran, sein Bild weiterhin zu lieben. [...]\*(42)\**

Wissenschaft sollte streng sein, aber nicht ernst – genauso wie der gute Freund. Moderne Intellektuelle nehmen sich meist zu ernst und sind zu wenig streng. Sie sind „pragmatisch“, Praktiker der Macht.

## Radikalismus

Die Strenge im positiven Sinne, wie ich sie meine, ist die notwendige Radikalität des guten Intellektuellen. Damit meine ich keinen *Radikalismus*: der Ismus verweist auf die maßlose Übertreibung einer grundlegenden Sache. Die Radikalität jedoch meint, an die Wurzel, *radix*, zu gehen. Auch hier liefert mir Rudolf Schmidheiny eine Anregung:

*die Wurzel, liegt eben nicht an der Oberfläche, sondern der Wurzel muss nachgegraben werden; das merke ich spätestens wenn ich im Garten ein Löwenzahngewächs oder anderes Unkraut*

*auszumerzen suche. Es gibt kaum auszumerzende Sorten, die ihre Ausläufer unterirdisch verlegen – meterweit, 20–30 cm tief. Reisst man die aus, bleibt die treibende Wurzel im Boden. Gräbt man nach, zerstückelt man die Wurzel meistens in viele Stücke. In den meisten Fällen bleiben Wurzelteile in der Erde zurück. Sie garantieren, dass das Unkraut innert Wochen wieder da sein wird. – Nicht nur die menschliche Existenz ist zerlöchert und gebrochen, die Natur seufzt mit und der Arbeiter kämpft andauernd gegen Dornen, Disteln und weiteres Unkraut.*

Dieses Tieferdringen an die Wurzel erfordert viel Geduld und widerstrebt daher dem panischen Utopisten. Dieser will *sofort* etwas tun. Das ist gut und richtig. Aber eine andere Aufgabe. Das ist so, als würde man dem Gärtner zurufen, er solle nicht solange jäten und säen, auf das Essen käme es doch letztlich an! Freilich kann man's überreiben, so wie alles, das ohne Maß und Ziel geschieht. Beim Jäten und Säen zu verhungern, dient der Sache nicht. Doch es sind eben unterschiedliche Aufgaben. Wenn sie durcheinander geraten, dann darf man sie zur Betonung als verschiedene Lebensentwürfe streng voneinander trennen. Dann darf man dem naschhaften Gärtner vom Essen abrateten und den ewig umgrabenden Koch in die Küche jagen. Genau dies bezweckt meine scheinbar anachronistische

Darstellung von Lebensentwürfen als Stände und Kasten. Dr. Twardosz hat durchaus Recht, wenn er die buddhistische Ansicht empfiehlt, die Kastengliederung dahingehend als aufgehoben zu betrachten daß es um verschiedene Schwerpunkte in einem einzelnen Leben ginge: das erste Lebensdrittel solle der Ausbildung gewidmet sein, das zweite dem Hausleben und der Familie, das dritte der spirituellen Vervollkommenung. *Spätestens im dritten Lebensabschnitt sollte auch genug Freiraum für das Üben der Ideale des Kriegers sein.*

Ich halte beide Betonungen für gut und wichtig: Einerseits sich im eigenen Leben auf Wesentliches zu konzentrieren, aber nicht bloß auf eine Sache. Andererseits die Vorstellung, daß es unterschiedliche Lebensentwürfe und Lebenswege gibt, die der wunderbaren Verschiedenheit der Menschen Rechnung tragen. Den Lebensweg des Intellektuellen oder Gelehrten, dem ich mich in diesen Scholien vermehrt widmete, halte ich für einen besonders schönen, aber auch besonders schwierigen und strengen. Den Zugang der radikalen Geduld bringt Ivan Illich in seinem wunderbaren Büchlein *Im Weinberg des Textes* schön zur Geltung, wenn er den Zugang der alten Gelehrten zu ihren Büchern und somit den Hintergrund ihrer stets schönen (!) Gestaltung anhand des Beispiels von Hugo von St. Viktor deutlich macht:




*Hugo spricht vom Lesen als einer Reise. Er bewegt sich körperlich von Seite zu Seite. Die Ornamente, die die Buchstabenreihen säumen, stellen die Worte in die Landschaft, durch die diese Reise führt. Auf keinen zwei Zeilen trifft der Leser auf die gleiche Aussicht, keine zwei Seiten sehen gleich aus, keine zwei initialen A's haben die gleiche Farbe. Das Rankenwerk und die Grottesken helfen, im Verbund mit den Zeilen, das Erinnerungsvermögen zu stärken; sie unterstützen den Leser darin, sich die voces paginarum [Stimmen der Seiten] ins Gedächtnis zurückzurufen, so wie die Landschaft, durch die der Weg führt, das Gespräch, das während eines Spaziergangs stattfand, in die Erinnerung zurückbringt. ¶<sup>43</sup>¶*

Dies kontrastiert er mit dem modernen Lesen, ohne die Absicht einer blinden Schwärmerei für gute alte Zeiten, sondern bloß, um uns zu helfen im Vergleich mit dem, was nicht mehr ist, das, was fortbesteht, zu verstehen und mit radikaler Geduld zu verbessern:

*Das moderne Lesen, besonders das akademische und berufliche, ist eine Tätigkeit, die von Pendlern und Touristen ausgeführt wird und nicht mehr von Fußgängern und Pilgern. Die Geschwindigkeit des Autos, die Monotonie der Straße und die Ablenkung durch Reklametafeln versetzen*

*den Fahrer in einen Zustand sinnlicher Entbehrung, der fortbesteht, wenn er an seinem Schreibtisch angekommen ist und Handbücher und Zeitschriften überfliegt. Wie ein mit der Kamera ausgerüsteter Tourist greift ein Student heute zur Xerokopie, um ein Erinnerungsphoto zu haben. Er befindet sich in einer Welt der Photographie, der Illustrationen und Tabellen, die ihm die Erinnerung an illuminierte Buchstaben-Landschaften unmöglich machen.*

Keine Sorge, ich werde den Leser nicht wieder mit Schnörkeln quälen. Alten Geist erweckt man durch ungeschickte Imitation alter Formen nicht so einfach zu neuem Leben. Dabei würde es sich letztlich doch wieder nur um jenen Cargokult handeln, den ich weiter oben erwähnt habe. Illich beschreibt einen analogen Prozeß der Übertreibung der Formen im Zuge des Schwindens ihres Inhalts, wie ihn schon Schuon für die Kunst im Allgemeinen konstatierte. Die Miniaturen in den Büchern hätten sich dann zu einem *Zirkus von Phantasiegeschöpfen* gewandelt, *ja oft zu einem Dschungel, der den alphabetischen Teil der Seite zu überwuchern und zu überwältigen droht*. Da diese Gefahr gebannt ist, setze ich feierlich einen harmlosen Schnörkel an das Ende meines Textes, um den Leser auch symbolisch wieder in die bunte Welt der Illustration ohne Illumination freizulassen. 

# Bedienungsanleitung

Zur nachgereichten Einführung (ich heiße die neuen Leser herzlich willkommen!) und Erinnerung: Die Scholien sind eine persönliche Sammlung von Notizen, die keinen fremden Zwecken dienen, keiner Systematik folgen und nicht gefallen wollen (aber dürfen).

Scholien sind lose Randnotizen in schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Dieser Publikation füge ich ganz bewußt kein Inhaltsverzeichnis voran, keine Inhaltsangabe hintan, gebe ihr kein eigentliches Thema. Bloß ein Motto picke ich zufällig aus dem Text, als Einladung und Widmung, nicht als Titel.

Gelegentlich führt ein kleines Sonnentor ☼ aus dem Text jeweils zu einer Endnote, die hier aufgelistet ist: <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Die Verleitung ins Netz macht es einfacher, Verweisen zu folgen. Diese Spur ist aber rein optional und nicht notwendig.

Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, das Lektorat besorgt Stefan Sedlacek. Alle verbleibenden Wi-

dersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben.

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben und kein Mitglied des Instituts für Wertewirtschaft sind, würde ich mich freuen, wenn Sie diese Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Ab einer Unterstützung von 60€ im Jahr erhalten Sie als Mitglied unseres Instituts auch alle neuen Analysen zugeschickt.

Allgemeine und organisatorische Anfragen bitte an [info@wertewirtschaft.org](mailto:info@wertewirtschaft.org), inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen und Kritik an [scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org) zu senden.